

2. Design

2.1 Einleitung

von Petra Meyer

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

alle reden über Design: Nicht nur Alltagsgegenstände wie Kleidung, Möbel und Smartphones, sondern auch Kommunikations- und Transportsysteme, Smart Homes und Smart Cities, Lebewesen und sogar das Klima und den gesamten Planeten werden gestaltet. Wir glauben, dass Design ein zentrales Konzept des 21. Jahrhunderts ist. Dieses Kapitel bietet einen Überblick darüber, wie Design alle Bereiche des materiellen und geistigen Lebens beeinflusst, und beleuchtet sein utopisches Potenzial.

Der Originaltext von Prof. Dr. Peter Friedrich Stephan von der Kunsthochschule für Medien in Köln präsentiert eine theoretische Perspektive auf Design. Er betont, dass Designer eine umfassende soziale Verantwortung tragen. Stephan behauptet, dass Menschen sich eher für «Anliegen» als für «Tatsachen» interessieren, und zeigt, dass diese Unterscheidung im 21. Jahrhundert im Mittelpunkt des Designs steht.

Dies war auch ein zentraler Gedanke für Amot Nussquammer jun., der bereits das Potenzial des Designs erforschte, jedoch aus der Perspektive, Lösungen für sehr praktische Probleme durch Kunst und kreative Arbeit zu verbinden. Wir geben einen überarbeiteten Aufsatz aus Nussquammers Nachlass wieder heraus. Da sein einzigartiger Charakter und seine Persönlichkeit alle seine Gedanken inspirierten, fügen wir auch eine kurze Biografie dieses ungewöhnlichen Wissenschaftlers bei.

Die Korrespondenz zwischen Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast I. ist ebenfalls lesenswert, da die beiden Gelehrten aus unterschiedlichen

Perspektiven die Beziehung zwischen Dingen und Bildung beim Verständnis des menschlichen Handelns als Gestaltung diskutieren.

Ein Bericht der archäologischen Ausgrabungsstätte «Nienetwil 1» über den sogenannten «Skandi-Stein» erläutert die Bedeutung dieses bemerkenswerten Fundes und vermittelt einen Eindruck davon, wie «greifbar» und relevant die Nienetwil-Forschung tatsächlich ist.

Schließlich freuen wir uns, den zweiten Teil der faszinierenden Autobiografie von Miribal Ciséan zu veröffentlichen.

2.2 Was treibt dich an?

Grundlagen und Perspektiven des Concern Designs

Wo steht das Design heute?

Das Design versteht sich seit der Moderne vor allem als eine Erneuerung von Formen und Funktionen. Um den neuen Aufgaben komplexer gesellschaftlicher Gestaltung gerecht zu werden, muss sich das Design jedoch zunächst selbst erneuern.

Die Anwendungsfelder des Designs erweiterten sich von Produkten und Geräten auf Prozesse, Interfaces, Systeme und Services. Damit nahm aber auch die Unbestimmtheit des Designs zu. Denn je weiter der Designbegriff ausgreift, desto weniger reicht es aus, nur zu sagen, was gestaltet wird. Wichtiger wird die Frage, worum es in der Gestaltung eigentlich geht. Was sind die Anliegen, Wünsche oder Konflikte, die hinter einem Produkt, einer Plattform oder einem Verfahren stehen?

Das Concern Design beobachtet solche Interessen, Werte, Affekte und Deutungen, und es artikuliert unterschiedliche Sichten auf umstrittene öffentliche Angelegenheiten. Es generiert einen Möglichkeitsraum, in dem Gestaltung erst möglich wird, und wird damit zum Metadesign.

Concern Design

Bruno Latour unterschied «matters of fact» und «matters of concern». «Matters of fact» sind Tatsachen, Gegenstände, überprüfbare Sachverhalte. «Matters of concern» dagegen sind «Dinge von Belang», also Angelegenheiten, die Menschen angehen, weil in ihnen etwas auf dem Spiel steht. Als «leidenschaftliche Interessen» umfassen sie Wertungen, Verletzbarkeiten, Machtverhältnisse, Hoffnungen und Ängste. Concerns sind Werte in Aktion. Begriffe wie Sicherheit, Status, Fürsorge, Freiheit, Ordnung, Gesundheit und Anerkennung deuten hin auf Concerns, die aber erst wirksam werden durch eine konkrete Vermittlung durch Bilder, Symbole und physische Gegenstände.

Wenn etwa die Werbung einer Bausparkasse eine junge Familie vor ihrem neuen Haus zeigt, werden etliche der genannten Concerns in einer wirkungsvollen Projektion artikuliert. Ob Liebe und Glück oder Alter und Krankheit: Alle Lebenssituationen sind immer schon vermittelt durch gelernte Bildwelten. Daher kann das Concern Design paradoxerweise von der Werbung lernen, auch wenn seine Ziele entgegengesetzt sind: Aufklärung statt Manipulation.

Concerns bilden sich durch Sozialisation, Rollenbilder, mediale Prägungen, situative Interessenlagen, symbolische Verkörperungen und materielle

Konstellationen. Concerns triggern Affekte und Projektionen, Phantasmen und Obsessionen durch konkrete Ausdrucksformen: Bilder und Worte, Interfaces und Inszenierungen, Organisationsformen, Regeln und Routinen. Concerns kennen weder Mangel noch Erfüllung. Sie sind keine stabilen Defizite, sondern produktive Orientierungen, die Menschen handeln, urteilen, wählen und sich binden lassen. Sie filtern, worauf die Aufmerksamkeit fällt. Sie bündeln Werte, Themen und Fakten zu handlungswirksamen Perspektiven, indem sie mitbestimmen, warum etwas überhaupt als relevant erscheint und wie es gesellschaftlich aufgeladen wird.

Concerns können als Attraktoren verstanden werden, um die sich Wahrnehmung, Motivation und Kollektive organisieren. Das erklärt, warum Menschen oft auf manche Dinge mit hoher Intensität reagieren, die sich nicht mit rationalen Nutzenmodellen erklären lässt. Ein lokales Fußballspiel kann wichtiger werden als ein ferner Krieg; die empirisch sicherste Gesellschaft kann sich subjektiv als zutiefst unsicher erleben. Solche Verschiebungen sind keine Ausnahmen, sondern gehören zur Logik der Concerns.

Die «Revision der Moderne» (Latour)

Die Moderne verstand Design als ein Instrument der Ordnung, Rationalisierung und Verbesserung. Produkte sollten funktional sein, klar, effizient und fortschrittlich. Selbst dort, wo sich das Design sozial engagierte, blieb oft die Vorstellung erhalten, das Design könne für definierte Bedürfnisse angemessene Lösungen bereitstellen. Hier setzt die Kritik des Concern Designs ein. Denn die Wirklichkeit, in der Gestaltung stattfindet und in der auch Bedürfnisse geprägt werden, war noch nie sauber teilbar in Fakten auf der einen und Werte auf der anderen Seite. Sie ist geprägt von Situationen, in denen technische Sachverhalte, emotionale Bindungen, ökonomische Interessen, mediale Bilder, institutionelle Regeln und politische Kämpfe untrennbar ineinandergreifen. Wer heute etwa eine App gestaltet, definiert nicht nur eine Oberfläche. Wer ein Mobilitätssystem gestaltet, strukturiert nicht nur logistische Abläufe. Wer einen Bewerbungsprozess gestaltet, verantwortet nicht nur eine Entscheidungshilfe. Bei all diesen soziotechnischen Prozessen geht es um Konstellationen dessen, was Menschen wichtig ist, wovor sie Angst haben, was sie hoffen, was sie für gerecht halten und was sie hinnehmen sollen.

Concerns sind nicht bloß private Interessen, sondern öffentliche Angelegenheiten, an denen sich Perspektiven, Erwartungen und Konflikte entzünden, die nur vorläufig befriedet werden können. Latour verbindet damit die Idee eines «Parlaments der Dinge»: eines öffentlichen Raums, in dem nicht

nur Menschen, sondern auch Dinge, Infrastrukturen und materielle Eigenlogiken mitsprechen. Er fragt deshalb: Wo sind die Werkzeuge, mit denen die widersprüchliche und kontroverse Natur der «matters of concern» dargestellt werden kann?

Hier wird die Aufgabe des Concern Designs sichtbar: Es geht nicht mehr nur darum, Gegenstände funktional und ästhetisch zu gestalten, sondern zunächst die kontroversen Angelegenheiten in ihrer Vielschichtigkeit und Unabgeschlossenheit überhaupt erst beschreibbar zu machen.

Differenzen zu Latour

Latour hofft, dass eine bessere Visualisierung von Concerns die Aushandlungen von Kontroversen verbessert und sogar deren Auflösung ermöglicht. Dabei übersieht er aber die Dialektik der Darstellung. Diese besteht darin, dass Sichtbarmachung immer notwendig auch Verdeckung ist. Jede Visualisierung strukturiert, reduziert und gewichtet. Temporär und lokal mögen Ausgleich und Stabilisierung erreicht werden, doch die Kontroversen und ihre Visualisierungen bleiben offene und widersprüchliche Konstellationen.

Eine weitere Differenz zu Latours Perspektive wird im Bezug auf Deleuze und Guattari deutlich. Diese stellen die Frage, ob es überhaupt berechtigt ist, von «unseren» Interessen und Anliegen zu sprechen. Vielleicht identifizieren wir uns nur mit vorgefundenen Versatzstücken und hängen an bestimmten Themen, Bildern und Lebensformen nicht deshalb, weil wir sie frei gewählt haben, sondern weil wir in sie hineingewachsen sind wie in die Gefolgschaft eines Fußballvereins. Soziale Milieus und Traditionen, Medien und Werbung, institutionelle Routinen und ökonomische Anreize wirken als «gesellschaftliche Maschinen» und steuern unsere intimsten Triebe, Obsessionen und Phantasmen, oft ohne dass uns dies bewusst wird. Concerns sind damit weniger der Ausdruck individueller Entscheidungen, sondern sie sind Knotenpunkte, in denen Sozialisation, Begehren, Macht und Materialität zusammentreffen.

Sobald man Concerns in diesem Sinne versteht, verschiebt sich das Designverständnis grundlegend. Design beginnt dann bei der Frage, welche Anliegen, Wertungen und Konflikte sich in einer Situation verdichten. Welche Concerns bringen Menschen dazu, sich auf bestimmte Weise zu verhalten, zu kleiden und zu sprechen, Dinge zu kaufen oder politische Optionen zu unterstützen? Das Design wird damit von einer Lösungsdisziplin zu einer Disziplin der Problematisierung und Situationsformung. Es befasst sich mit dem, was Menschen und Kollektive antreibt, bindet und orientiert.

Praxis des Concern Designs

Für die Praxis bedeutet das zunächst eine Abkehr von linearen Modellen. Die bekannten Stufenmodelle des Designs – Artefakt, Prozess, Interface, System, Service – beschreiben Erweiterungen des Gegenstandsbereichs. Concerns jedoch sind der innere Motor, der alle Stufen verbindet:

- Ein Artefakt wird nicht nur wegen seiner Funktion bedeutsam, sondern weil es an Concerns anschließt.
- Ein Interface ist nicht nur Bedienoberfläche, sondern übersetzt Aufmerksamkeit und Prioritäten.
- Ein Service bietet nicht nur Leistungen, sondern normalisiert Erwartungen.
- Ein System organisiert nicht nur Abläufe, sondern Sichtbarkeit, Verantwortung und Macht

Das Concern Design stellt Themen, Konflikte und Lebensformen so dar, dass sie öffentlich wahrgenommen werden können. Neue Artefakte, Umgebungen und Prozesse ermöglichen die materielle Partizipation und experimentelle Erkundung neuer Formen des Zusammenlebens.

Designer sind nicht mehr bloß Formgeber und Problemlöser, sondern moderieren die Modellierung gesellschaftlicher Anliegen. Dies verlangt Kompetenzen wie Recherche, Interpretation, Konfliktwahrnehmung, institutionelles Verständnis und die Fähigkeit, mit Ambivalenz umzugehen. Zugleich verlangt es Bescheidenheit, denn ein solches Design ist stets Teil der Gemengelage, die es verändern will, und kann daher nie souverän von außen eingreifen. Es kann nur situativ vorgehen, Verdichtungen sichtbar machen, Alternativen entwerfen und neue Formate vorschlagen.

Werkzeuge

Für die Aufgaben des Concern Designs wurden verschiedene Methoden und Werkzeuge entwickelt.

Die **Cultural Formats** sind keine bloßen Medienformate, sondern kulturell geprägte Verfahrensweisen und Verhaltensmuster, die Interaktionen präfigurieren und Werte verkörpern. Kulturelle Formate stabilisieren vorübergehend das Verhältnis von Form und Sinn und bilden im sonst chaotischen Feld der Concerns einen Normalfall. Beispiel Arztbesuch: Wie ist der Prozess organisiert von Terminvergabe, Wartezimmer, Untersuchung, Diagnosen, Berichten und Dialogen zwischen Laien und Experten? Welche Concerns sind wirksam,

welche Erwartungen können erfüllt und welche müssen enttäuscht werden, was kann nicht stattfinden?

Die als Normallfall verankerten normativen Vorgaben bleiben meist unbeachtet und sind gerade deshalb gestalterisch relevant: Ein neues Format ändert die Spielregeln dessen, was sagbar, denkbar und praktikabel wird.

Die **Concern Canvas** ist eine Karte, die Kontexte und Kategorien der Concerns sichtbar macht und nach der Gestaltbarkeit verschiedener Instanzen fragt. Im Zentrum steht die Agency mit ihren Ereignissen und Rahmungen; darum herum sind die Themen und Fakten, Concerns und Werte angeordnet. Die Canvas dient als Treffpunkt, Schauplatz und Protokoll von Gestaltungsprozessen für Designer und andere Beteiligte. Projektbegleitend zeigt sie das Geflecht von Akteuren, Deutungen und materiellen Bedingungen.

Der **Hyperzyklus der Transformation** schließlich bietet eine Alternative zur linearen Abfolge von Briefing, Entwurf und Umsetzung. Das Modell zeigt eine zirkuläre Dynamik, in der Material, Produkt, symbolische Kommunikation, Interaktion und Organisation wechselseitig aufeinander einwirken. Concerns wandern durch diese Ebenen, werden dort jeweils anders gerahmt und gewinnen gerade so gesellschaftliche Wirksamkeit. Eine organisatorische Entscheidung verändert Kommunikationsformen; eine neue Oberfläche verändert Erwartungen; ein neues Artefakt verschiebt soziale Routinen. Concern Design arbeitet deshalb immer transversal. Es muss über mehrere Ebenen hinweg denken und gestalten, anstatt sich auf isolierte Lösungen zu verlassen.

Beispiel: Die Gestaltung KI-gestützter Bewerbungsprozesse

Oberflächlich betrachtet handelt es sich bei KI-gestützten Bewerbungsverfahren nur um eine Effizienzfrage. Unternehmen erhalten viele Bewerbungen und setzen Software ein, um Lebensläufe zu sortieren, Anschreiben zu analysieren, Eignungen vorherzusagen und Entscheidungen zu beschleunigen. Aus dieser Sicht kann KI als neutrales Werkzeug zur besseren Verarbeitung von Daten erscheinen. Doch gerade hier zeigt sich, wie unzureichend ein rein technisches Verständnis ist. Denn bei einem Bewerbungsprozess treffen unterschiedliche Concerns aufeinander wie Leistung und Gerechtigkeit, Diversität und Kontrolle, Zeitdruck und Vergleichbarkeit, Hoffnung und Angst, Standardisierung und Singularität.

Bei einer solchen Aufgabe versucht das Concern Design, den unterschiedlichen Concerns der Beteiligten gerecht zu werden und einen gemeinsamen Möglichkeitsraum zu strukturieren: Auf Unternehmensseite wirksame Concerns können Effizienz, Risikominimierung, Konsistenz, Dokumentation,

Legitimation und kulturelle Passung sein. Aufseiten der Bewerbenden stehen vielleicht Fairness, Sichtbarkeit, Datenschutz, Würde und der Wunsch nach Anerkennung individueller Qualitäten. Gesellschaftlich kommen weitere Concerns hinzu: Diskriminierung, Intransparenz, Reproduktion sozialer Ungleichheit, Legitimationsdruck automatisierter Entscheidungen. Ein KI-System bringt diese Felder nicht zur Ruhe, sondern formatiert sie. Schon die Entscheidung, welche Daten erhoben werden, ist nicht neutral. Welche Stationen im Lebenslauf zählen? Wie werden Unterbrechungen interpretiert? Welche Sprachmuster gelten als professionell? Wie werden hard und soft skills gewichtet? Wie können künftige Entwicklungen antizipiert werden und wie geht das in die Metriken ein?

Nur vor diesem Hintergrund lassen sich Lösungen für Teilbereiche wie Eingabemasken und Bewertungslogiken, Ampelsysteme, Rückmeldewege und Eskalationsstufen bewerten. Erst so wächst die Wahrscheinlichkeit, die passenden Profile und Potenziale zu finden, die für beide Seiten ein Gewinn sind.

Concerns und Algorithmen

Hier zeigt sich erneut die Dialektik der Darstellung: Das Interface eines Recruiting-Tools kann Klarheit erzeugen durch Metriken und Visualisierung von Scores, Rankings und Dashboards. Aber gerade diese Klarheit kann verdecken, welche Vorannahmen und historischen Verzerrungen in den Daten stecken. Das System zeigt den Output, nicht die ganze Konstellation. Es macht die Entscheidung scheinbar rationaler, verschiebt aber möglicherweise nur die Unsichtbarkeit der Wertungen in den technischen Unterbau. Das Concern Design dagegen macht gerade diesen blinden Fleck zum Gegenstand. Es fragt, welche Konflikte durch das Design des Systems beruhigt und welche verschärft werden. Das Concern Design entwirft nicht nur eine Nutzeroberfläche, sondern modelliert den gesamten Prozess als öffentliche, soziotechnische Angelegenheit.

Die **Cultural Formats** wären hier etwa die standardisierten Formate des Bewerbens selbst: Lebenslauf, Motivationsschreiben, Online-Formular, psychometrischer Test, Videointerview, Scorecard. Sie präfigurieren bereits, welche Selbstdarstellungen erlaubt sind und welche ausgeschlossen werden. Die **Concern Canvas** würde sichtbar machen, wie sich Unternehmensinteressen, rechtliche Vorgaben, Dateninfrastrukturen und gesellschaftliche Wertkonflikte überlagern. Der **Hyperzyklus der Transformation** würde zeigen, dass eine Veränderung im Datenmodell nicht auf die Datenebene beschränkt bleibt,

sondern Rückwirkungen hat auf Kommunikation, Organisation, Selbstbilder und Entscheidungskulturen.

Ein KI-unterstützter Prozess würde nicht nur auf Trefferquoten und Zeitersparnis optimiert, sondern auch auf Revisionsfähigkeit, Erklärbarkeit und die Möglichkeit des Widerspruchs. Er müsste sichtbar machen, wann maschinelle Selektion eingesetzt wird und welche Rolle menschliche Entscheidungsträger weiterhin spielen. Und er müsste anerkennen, dass nicht jede Verzerrung durch bessere Daten verschwindet, weil manche Wertkonflikte nicht technischer, sondern politischer und kultureller Natur sind.

Das Beispiel zeigt, dass KI nicht nur eine neue Technologie ist, sondern ein Verstärker bereits vorhandener gesellschaftlicher Maschinen. Sie verdichtet Vorstellungen von Leistung, Optimierung, Kontrolle und Prognose. Sie kann alte Vorurteile technisch skalieren und zugleich den Anschein erzeugen, das Ergebnis sei nun sachlicher als zuvor. KI-Anwendungen in der Medizin, im Verkehr oder bei der Bildung verlangen daher einen Ansatz des Concern Designs, der ihrer schnell wachsenden Wirkungsmächtigkeit entspricht.

Fazit

Das Concern Design fragt nicht zuerst nach dem Objekt, sondern nach dem, was Menschen bindet, antreibt, beunruhigt und gegeneinander wie miteinander positioniert. Wer heute gestaltet, gestaltet immer schon Anliegen, Wertspannungen und Formen des Zusammenlebens. Das Concern Design trägt dazu bei, die Kontroversen deutlicher zu artikulieren, und entscheidet mit, was sichtbar wird, wer sich artikulieren kann und woran Verantwortung festgemacht wird. Damit liefert es Antworten auf die Frage: Welche Zukünfte werden künftig normalisiert?¹

1 Siehe: Peter Friedrich Stephan: Designing Concerns – Bruno Latour und das Transformation Design, Bielefeld 2024, <https://designingtransformation.org/>

2.3 Das Ende der Arbeit und der Beginn des Designs

von Amot Nussquammer jun.

(aus dem Nachlass von A. Nussquammer jun., herausgegeben von David J. Krieger und Simon Meyer)

Vorbemerkungen

Der folgende Text wurde undatiert und handschriftlich verfasst bei den Unterlagen von Amot Nussquammer jun. gefunden. Aufgrund seines Inhalts und der wenigen Randnotizen, die auf den Grund seiner Entstehung hindeuten, scheint er in den frühen 1980er-Jahren geschrieben worden zu sein. Anlass waren eindeutig die damaligen Diskussionen über das Potenzial künstlicher Intelligenz und Automatisierung. Damals wie heute gab und gibt es eine heftige Debatte darüber, ob Roboter den Menschen in vielen Bereichen ersetzen könnten. Nussquammer war in einer einzigartigen Position, um an dieser Diskussion teilzunehmen, da seine Mutter, Miribal Ciséan, bereits früh mit den Begründern der Kybernetik in Kontakt stand. Sie war sogar als Dolmetscherin bei den berühmten Macy-Konferenzen tätig und arbeitete später mit Heinz von Foerster am Biological Computing Lab der University of Illinois in Urbana zusammen. Nussquammer hatte daher Zugang zu den neuesten Erkenntnissen zur Entwicklung der künstlichen Intelligenz. Er glaubte, dass KI einen großen Fortschritt für die Menschheit darstellte und zeigte, dass rationales Denken – «Rechnen», wie er es nannte – nicht das bestimmende Merkmal des Menschseins war, wie es in der griechischen Antike behauptet wurde. Seiner Ansicht nach waren Menschen nicht – wie Aristoteles für die westliche Kultur autoritär behauptete – «mit Vernunft begabte Tiere».

Im Gegenteil, er argumentierte, dass Vernunft nicht ausschließlich den Menschen vorbehalten sei. Sie könnte durch einen Computer ersetzt und sozusagen «ausgelagert» werden. Wenn Menschen nicht in erster Linie durch Vernunft definiert sind, was bleibt dann übrig? Diese Frage beschäftigte Nussquammer und leitete seine wissenschaftliche Arbeit. Leider war er, wie viele außergewöhnliche Persönlichkeiten, seiner Zeit voraus, und seine Ansichten über die Bedeutung zur KI fanden wenig Anerkennung. Infolgedessen hatte er nur begrenzte Möglichkeiten, seine Ideen in wissenschaftlichen Zeitschriften zu veröffentlichen, was erklärt, warum viele seiner Texte unveröffentlicht blieben. Ein weiterer Faktor ist sein Stil: Er folgte nicht den konventionellen akademischen Schreibweisen und wurde oft als unverblümt oder sogar unhöflich kritisiert. Als ich ihn einmal darauf ansprach, antwortete er, dass Wahrheit und Höflichkeit zwei verschiedene Dinge seien. Unter Bezugnahme auf die Entwicklung der Courtoisie an den französischen Höfen der Frühen Neuzeit sagte er, Höflichkeit sei erfunden worden, um Lügen akzeptabel

zu machen. Trotz unserer Vorbehalte bleibt diese Publikation dem schroffen Stil Nussquammers treu. Die Leserinnen und Leser seien gewarnt. Wir nehmen uns die Freiheit, Nussquammers Ideen – die eng mit der Nienetwiler Kultur verbunden sind – durch dieses Buch einem breiteren Publikum zugänglich zu machen.

Aufmerksam Lesende werden feststellen, dass Nussquammer vom französischen Ethnologen Bruno Latour beeinflusst wurde, der wiederum wahrscheinlich von Ideen beeinflusst wurde, die letztlich auf Nienetwil zurückgehen. Latour erwähnt Nienetwil jedoch nicht, und Nussquammer führt Latour nicht unter seinen Quellen auf. Daher präsentieren wir dies als spekulative Verbindung und laden Sie ein, sich selbst ein Urteil zu bilden.

Aufsatz

Wenn Roboter Arbeit verrichten – das heißt, wenn alle routinemäßigen und monotonen Tätigkeiten der industriellen Produktion durch die Entwicklung künstlicher Intelligenz automatisiert werden –, wird dies tiefgreifende Folgen für die Menschheit haben. Seit mindestens drei Jahrhunderten, seit Beginn der Industriegesellschaft, verstehen sich die Menschen als Arbeiter. In den Köpfen der meisten Menschen sind Arbeit und Menschsein eng miteinander verbunden. Die menschliche Existenz wird durch Arbeit definiert. Wir dürfen zudem nicht vergessen, dass die Menschheit durch die Sünde Adams und Evas zur Arbeit verurteilt wurde. Schon vor biblischen Zeiten ging die mesopotamische Mythologie davon aus, dass die Götter die Menschen schufen, damit sie für sie arbeiteten. Die Haupttätigkeit des Menschen ist, noch mehr als das Ausüben der Vernunft, die Arbeit. Freizeit und Philosophie sind, wie die alten Griechen zeigen, den Privilegierten vorbehalten. Neben dem Tod und den Steuern gibt es daher einen dritten unvermeidlichen Aspekt der menschlichen Existenz: die Arbeit.

Arbeit bedeutete jedoch nicht immer die sinnlose Tätigkeit der Industriearbeit. Bevor der Kapitalismus die Menschen in die Fabrikarbeit drängte und Arbeitsplätze für das Überleben entscheidend wurden, beschäftigten sie sich mit Landwirtschaft und Handwerk – Tätigkeiten mit ganz anderen Bedeutungen, auch wenn diese manchmal durch christliche Vorstellungen von Arbeit als Strafe für Sünden verschleiert oder verzerrt wurden. Roboter und künstliche Intelligenz werden diese tief verwurzelten Überzeugungen in Frage stellen. Anstatt uns zu beschweren und zu befürchten, dass Maschinen uns unsere Arbeitsplätze wegnehmen – Arbeitsplätze, die wir ohnehin nicht wirklich wollen –, sollten wir diese Gelegenheit feiern und nutzen, um die ursprüngliche

Bedeutung menschlicher Tätigkeit wiederzuentdecken. Das ist die Herausforderung für heute und zugleich der Weg in die Zukunft.

Warum tun sie überhaupt etwas, anstatt wie Schimpansen ziellos umherzustreifen und von der Hand in den Mund zu leben? Ganz klar, weil Menschen mit einem anderen Problem konfrontiert sind als Tiere. Mensch zu sein bedeutet, sich mit Problemen auseinanderzusetzen, die über das reine Überleben hinausgehen, auch wenn es in der Geschichte immer wieder Zeiten gab, in denen das Überleben das Hauptproblem war. Aber selbst dann hatten menschliche Handlungen eine andere Bedeutung. Tatsächlich waren sie untrennbar mit Sinn verbunden. Für die menschliche Existenz kommt es letztlich auf eines an: Sinn. Sinn wird nicht vorgegeben, er wächst nicht auf Bäumen. Wir stolpern nicht über Sinn wie über einen Stein. Sinn existiert nur, weil sich jemand darum kümmert. Trauer und Sorge – also die Sorge um alle Wesen und unser gemeinsames Dasein in der Welt – prägen das menschliche Leben. Wir wollen nicht die christliche Geschichte vom Leiden als Folge der Sünde wiederholen. Im Gegenteil: Sich um etwas kümmern, sich darum kümmern, das Notwendige, das Erforderliche, das Wichtige tun – das ist es, was menschliches Handeln antreibt. Und worum sollten sich Menschen kümmern? Woher wissen wir, was zu tun ist? In der Industriegesellschaft hat der Kapitalismus diese Frage bereits beantwortet: Wir müssen arbeiten. Wir müssen einen Job haben. Wenn nun Roboter diese Aufgabe übernehmen, was sollen Menschen dann tun? Was bleibt uns noch, worum wir uns kümmern können?

Ich möchte die vormoderne Agrargesellschaft nicht romantisieren. Diese Welt war geprägt von religiösem Aberglauben, der in fast jeder Hinsicht die grausamste Verachtung gegenüber Menschen rechtfertigte. Wir müssen viel weiter in die Vergangenheit zurückgehen, um die ursprüngliche Beziehung zwischen Menschen und der Welt zu verstehen. Ich glaube, wir sollten uns die Vorgeschichte ansehen, also die Zeit vor allem, was wir typischerweise als «Zivilisation» feiern. Nur dann, wenn die Menschen noch nicht ganz Menschen waren und es keine klare Unterscheidung zwischen Menschen und Nicht-Menschen gab, wird die wahre Natur der Arbeit, die den Kern des Handelns ausmacht, deutlich.

Arbeit, Freizeit, Kunst

Seit dem antiken Griechenland erstrecken sich verschiedene Aspekte des Lebens über die Arbeit hinaus. Die Griechen betrachteten Arbeit als notwendig und verpflichtend, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dabei handelte es sich hauptsächlich um Landwirtschaft, Viehzucht und Hausarbeit, die

üblicherweise von Sklaven ausgeführt wurden. Die in den Adel hineingeborenen Menschen, die Sklaven besaßen und deren Arbeit sie verrichteten, konzentrierten sich auf die Angelegenheiten der Polis sowie auf das, was als Kontemplation und Wissen bezeichnet wurde. Dies führte zu einer dauerhaften Trennung zwischen Arbeit und Freiheit, die bis heute besteht: Arbeit umfasst Landwirtschaft sowie die Herstellung von Werkzeugen und Waffen, während Freiheit mit Politik und Wissenschaft zu tun hat. Künstlerische Aktivitäten, die die Götter, die Polis und die Heldentaten großer Persönlichkeiten in Stein und Wort verehrten, wurden höher geschätzt als Arbeit zum Überleben, galten dennoch als eine Form der Arbeit (Aristoteles' *poiein*). Dies hat sich in der Moderne weiterentwickelt: Heute wird Kunst entweder als Raum völliger Freiheit oder als das angesehen, was die moderne Welt als «Kultur» bezeichnet.

Es ist leicht, Roboter mit Sklaven zu vergleichen – das Wort selbst hat einen Bezug zur Sklaverei – und damit auf die Sichtweise der alten Griechen zurückzugreifen, die glaubten, dass die wahre Tätigkeit freier Menschen darin besteht, sich in der Politik zu engagieren, was oft mit Macht und Krieg verbunden ist. Dies zu tun, wäre wie ein Verrat an der Geschichte, die uns nicht mehr in eine bessere Zukunft führt, sondern die Fehler der Vergangenheit wiederholt. Im Laufe der Zeit ist deutlich geworden, dass Menschen völlig unfähig sind, Politik zu betreiben, und dass sie mit Macht und Krieg so unmenschlich umgehen, dass sie sich lieber selbst zerstören würden, als dem Gemeinwohl zu dienen. Wenn uns die Geschichte eines mit Sicherheit lehrt, dann ist es, dass Menschen der Verlockung der Macht nicht widerstehen können und dass Macht fast immer die Seele korrumpiert. Vielleicht sollte man die Politik ebenso wie die Arbeit den Robotern überlassen, denn Maschinen treffen ihre Entscheidungen zumindest auf der Grundlage von Fakten und nicht aufgrund von Vorurteilen, Bauchgefühlen, Intuition, religiösem Eifer, Gewohnheiten und subjektiven persönlichen Erfahrungen. Wenn man Fabrik- und Büroangestellte fragen würde, ob sie lieber einen Roboter als Chef hätten, würden sich die meisten wahrscheinlich für den Roboter entscheiden. Wenn also nicht nur die Arbeit, sondern auch die Politik den Robotern anvertraut werden sollte, bleibt den Menschen nur noch die Kunst. Aber was ist Kunst?

Kunst wurde schon immer als Verkörperung der Schönheit angesehen. Schönheit ist jedoch eine unberechenbare Göttin, die sich in unzähligen Formen zeigt und sich im Laufe der Zeit verändert. Heute, in der modernen Welt, ist das Ideal der Schönheit weitgehend verblasst und hat Platz für die Kunst der Hässlichkeit und der reinen Willkür gemacht. Nun kann alles als Kunst

deklariert werden, ausser wenn es als Wahnsinn oder Verbrechen bezeichnet wird. Kunst ist alles, was es schafft, in der Gesellschaft als Kunst anerkannt zu werden. *L'art pour l'art*, wie die Franzosen sagen. Natürlich umgibt auch die Kunst ein Kult. Diese Werke der «Kultur» – ob Musik, Malerei, Skulptur, Architektur oder andere – werden als «klassisch» bezeichnet und mit fast religiöser Inbrunst unter Verwendung öffentlicher Mittel in Palästen und Konzertsälen gefeiert, hauptsächlich von den Wohlhabenden. Um die Wurzeln menschlichen Handelns zu verstehen, scheint die traditionelle Einteilung in Arbeit, Politik und Kunst wenig Aufschluss zu geben. Wohin können wir dann unseren Blick richten?

Die Weisheit der Steine

Tatsächlich reicht der Beginn der Menschheitsgeschichte viel weiter zurück als die Zeit der alten Griechen, sogar über alle sogenannten «historischen» Zivilisationen hinaus. Wir müssen ihn bis zu seinen Ursprüngen zurückverfolgen. Er bezieht sich auf eine Zeit noch vor dem ersten Auftreten des *Homo sapiens*, was vor etwa 300'000 Jahren geschah. Es ist Wunschenken, zu glauben, dass Menschen mit ihren großen Gehirnen und bemerkenswerten Sprachfähigkeiten plötzlich «über Nacht» aus tierischen Vorfahren hervorgegangen sind. Diese fast «kreationistische» Sichtweise, die dem modernen Selbstbild des Menschen schmeichelt, hat nichts mit Evolution zu tun. Es gibt keine plötzliche Revolution, sondern nur eine allmähliche Evolution. Lange bevor der *Homo sapiens* erschien, hatten unsere Vorfahren bereits Werkzeuge hergestellt und die natürliche Welt verändert. Damit veränderten sie sich selbst, oder besser gesagt, sie akzeptierten Veränderungen und unternahmen entscheidende Schritte aus der Tierwelt in einen anderen Bereich – einen, der nicht durch Dinge, sondern durch Sinnggebung definiert ist. Der Eintritt in die Welt des Sinnes erfolgte nicht über Nacht, sondern über viele Jahrtausende oder sogar Millionen von Jahren hinweg, durch kleine Schritte und geringfügige Änderungen. Ein Beispiel dafür ist die Steinaxt. Dieses einfache Werkzeug ist vielleicht nicht nur die früheste Form von «Kultur» oder «Technologie», sondern auch diejenige, die am meisten über die ursprünglichen Aktivitäten der Menschheit verrät. Wenn wir uns fragen, was menschliches Handeln ausmacht, kann uns die Steinaxt vielleicht helfen, diese Frage zu beantworten.

Was sagt uns die Steinaxt? Zunächst einmal ist sie nicht nur ein Werkzeug, im Gegensatz zur Kunst, sondern auch Kunst, im Gegensatz zu funktionalen Objekten. Sie ist auch nicht nur ein Stück Kultur, losgelöst von der

Natur. Letztendlich kann sie nicht als reines Objekt ohne menschliches Zutun existieren. Sie steht nicht im Gegensatz zu einem Subjekt und ist daher nicht nur kein Objekt, sondern auch kein Hergestelltes im Gegensatz zu einem Hersteller. Die Steinaxt lässt sich nicht vollständig als etwas verstehen, das spätere Generationen auf unterschiedliche Weise bezeichnet haben, um es ihrer Weltanschauung und ihrem Bedürfnis nach Ordnung anzupassen. Die «Konstruktion» oder «Herstellung» der Steinaxt ist nicht nur eine instrumentelle Handlung, die darauf abzielt, einen Rohstoff auf eine bestimmte Weise zu formen. Wir müssen unsere üblichen Vorstellungen beiseitelassen und versuchen, diese bemerkenswerte, sogar revolutionäre Erfindung, die Axt, als das zu sehen, was sie wirklich ist.

Stellen wir uns vor, dass vor Millionen von Jahren ein Hominid einen Stein mit bestimmter Form, bestimmtem Gewicht und bestimmter Größe gefunden hat. Dies legte nahe, veranlasste oder deutete darauf hin, dass der Stein auf eine bestimmte Weise gehalten und mit dem Arm auf eine bestimmte Weise geschwungen werden sollte. Eine solche Handlung konnte zum Jagen von Tieren, zum Verscheuchen von Feinden, zum Spalten von Holz oder zur Ausführung anderer Aufgaben eingesetzt werden. Andere Steine hatten diese Wirkung nicht, und auch andere Arten, den Stein zu halten oder den Arm zu schwingen, führten nicht zu diesen Ergebnissen. Dieser bestimmte Stein schien, zusammen mit ähnlichen Steinen, über Hunderttausende von Jahren hinweg den Bedürfnissen, der Anatomie und den Fähigkeiten der Hominiden zu entsprechen. Es entwickelte sich eine Interaktion und einzigartige Verbindung zwischen Hominiden, Steinen, bestimmten Tieren oder Holzstücken, wodurch etwas entstand, das es zuvor nicht gab – ein «Jäger» oder «Krieger», der eine Stein-«Axt» schwang.

Diese einzigartige und außergewöhnliche «Kooperation» zwischen bestimmten Steinen und Hominiden veränderte nicht nur die Natur, die Identität und das Verhalten der Hominiden, sondern auch die Identität und das Verhalten der Steine, die nun nicht mehr einfach nur Steine auf dem Boden lagen, sondern zu «Äxten» wurden. Die Axt ist mehr als nur ein Stein, und ein Jäger, der eine Axt schwingt, ist mehr als nur ein Hominid. Die Axt und der Jäger ermöglichen sich gegenseitig und sind voneinander abhängig. Ohne die Axt gäbe es keinen Jäger, und ohne den Jäger gäbe es keine Axt. Zusammen bilden sie das, was die Nienetwiler als «Sammlung» oder «Kollektiv» bezeichnen. Eine Sammlung ist eine gegenseitige Bedingung von Menschen und Nicht-Menschen – und später von Menschen und Nicht-Menschen –, die beide in etwas verwandelt, was sie zuvor nicht waren. Die Nienetwiler

bezeichnen dieses gegenseitige Bedingen, durch das wir die Konstruktion von Sinn finden, als «Sammeln». Sammeln ist die eigentliche Tätigkeit des Menschen, aber nicht nur des Menschen, da wir es an dieser Stelle nicht ausschließlich mit Menschen zu tun haben. Sammeln ist vielmehr eine Tätigkeit, die von allem, was existiert, ausgeübt wird: Steinen, Hominiden, Händen, bestimmten Tieren oder Holzstücken. Alle beteiligen sich gleichermaßen am Sammeln. Alle sind «Akteure» des Sammelns. Alle sind «Konstrukteure» von Sinn oder werden letztlich von ihm geprägt.

Was das Sammeln und Konstruieren von Kollektiven vom bekannten Nutzen von «Werkzeugen» durch Tiere unterscheidet, ist, dass Tiere, wenn sie einen Stein oder einen Stock aufheben, um eine Kokosnuss aufzubrechen oder Nahrung zu finden, diesen anschließend fallen lassen und weiterziehen. Die Verwendung von Werkzeugen durch Tiere ist «episodisch». Gegenstände werden im Moment benutzt und anschließend zurückgelassen. Die Steinaxt kann gelegentlich auch zurückgelassen werden, aber es gab noch etwas anderes, das sowohl den Hominiden als auch einen bestimmten Stein an Ort und Stelle «festhielt» und einen Unterschied machte. Paradoxerweise könnte man sagen, dass in dem Moment, in dem ein Jäger eine Steinaxt schwingt, das Objekt selbst buchstäblich «aus der Hand gleitet» und ein Eigenleben entwickelt. Mit anderen Worten: Der Stein oder Stock ist nicht nur ein Werkzeug, wenn er in der Hand gehalten wird; auch wenn er nicht gehalten wird, bleibt die Steinaxt, was sie ist. Sie verschwindet nicht, wenn sie nicht benutzt wird, im Gegensatz zur Nutzung durch Tiere.

Das Sammeln ist nicht nur eine Tätigkeit primitiver Menschen; es beinhaltet etwas, das Menschen, Steine, Tiere, Holzstücke und vieles mehr miteinander verbindet und sie in etwas Neues verwandelt, das zuvor nicht existierte – das Sammeln verändert alles. Die Hominiden vor 3,3 Millionen Jahren kehrten nach dem Verwenden der Steinaxt nicht in ihren ursprünglichen Zustand zurück. Sie blieben «Jäger» oder «Krieger», auch wenn sie den Stein nicht in der Hand hielten. Umgekehrt lässt der Affe den Stein fallen, wenn er seinen Zweck erfüllt hat. Nichts hat sich verändert – weder das Tier noch der Stein sind etwas anderes geworden als zuvor. Stein und Tier definieren sich nicht gegenseitig, noch werden sie in einer Sammlung zusammengehalten, in einem unsichtbaren, aber bedeutungsvollen Band von Assoziationen, das mehr oder weniger ist als das, was zuvor existierte. Durch die Tätigkeit des Sammelns verbindet etwas alle Teilnehmer und bindet sie zu einem Kollektiv, zu dem sie nun alle gehören. Was ist es, das alles zusammenhält und verbindet? Das ist die zen-

trale Frage, die beantwortet werden muss, um das Wesen des menschlichen Handelns zu verstehen. Ich glaube, die Antwort liegt im Konzept des Designs.

Design

Den Nienetwilern zufolge ist das Sammeln eine grundlegende menschliche Tätigkeit. Es ist wichtig zu betonen, dass Menschen nicht allein handeln, sondern dass alle und alles, was am Sammeln beteiligt ist, gleichermaßen daran teilhaben. Es wäre genauer zu sagen, dass es das «Sammeln» ist, das alle Wesen, einschließlich der Menschen und aller anderen, definiert und sie zu dem macht, was sie sind. Um diese einzigartige Tätigkeit und ihre mögliche Verbindung zum heutigen Konzept des Designs zu verstehen, wollen wir das Sammeln genauer untersuchen.

Bevor ein Stein zu einer Steinaxt werden kann, sind viele Faktoren zu berücksichtigen. Der Stein muss richtig mit der Hand verbunden sein. Nicht jede Hand kann einen Stein halten oder schwingen – nur bestimmte Tiere haben die dafür passende Anatomie. Die Hand muss den Stein nicht nur richtig halten, sondern auch den Arm präzise schwingen. Die Art und Weise, wie Hand und Arm den Stein halten und schwingen, ist nicht instinktiv oder automatisch, sondern muss gelernt werden; der Stein selbst lehrt dies. Der Stein verbindet Hand und Arm, indem er bestimmte Arten des Haltens und Schwingens ermöglicht und suggeriert. Seine Größe, Beschaffenheit, Form und sein Gewicht legen bestimmte Verhaltensweisen von Hand und Arm nahe, fördern sie oder erfordern sie sogar. Aber das ist nur ein Teil der Verbindung. Der Stein interagiert auch mit einzelnen Tieren und mit Holzstücken. Nicht alle Tiere lassen sich mit dem Stein töten, und nicht jedes Holz lässt sich damit spalten. So wie der Stein die Hand und den Arm führt, führen auch bestimmte Tiere und Holzstücke den Stein. Der Stein muss eine scharfe Kante haben – oft durch andere Steine bearbeitet werden –, um zu einem Schneidewerkzeug zu werden. Um eine Steinaxt herzustellen, müssen alle Beteiligten – Menschen wie Nicht-Menschen – zusammenarbeiten und ihren Teil beitragen. Handeln bedeutet daher nicht nur, Werkzeuge passiv zu benutzen, sondern ist immer sowohl instrumentell als auch interaktiv, subjektiv wie objektiv, individuell wie kollektiv. Handeln bedeutet vor allem, auf alles zu achten, allem eine Stimme zu geben und alles teilhaben zu lassen. Und genau darum geht es beim Design.

Jeder, der an einer Versammlung beteiligt ist, trägt dazu bei, dass sie zustande kommt. Die Fähigkeit zu handeln, also sich zu versammeln, wird nicht nur von allen Teilnehmern geteilt, sondern ist gleichmäßig verteilt, was bedeutet, dass es keinen wirklichen Unterschied zwischen dem, was Menschen

tun, und dem, was Steine, Tiere oder Holz tun. Jeder und alles schaffen Verbindungen, Assoziationen und Beziehungen. Das ist es, was die Nienetwiler unter «Sammeln» verstehen. Was die Teilnehmer eines Kollektivs tun, ist, Verbindungen, Beziehungen oder Schnittstellen aufzubauen. Diese Verbindungen verbinden nicht nur bestimmte Steine mit bestimmten Händen, Tieren und Holzstücken, sondern auch alle anderen Steine, Hände, Tiere und Holzstücke, die nicht Teil dieser Sammlung sind. Zu wissen, welchen Stein man wählen und wie man ihn richtig hält und schwingt, bedeutet auch zu wissen, welche Steine nicht geeignet sind und wie man sie nicht halten und schwingen sollte. Dieses Wissen und die damit verbundenen Aktivitäten möchte ich mit dem Begriff «Design» beschreiben. Design ist das, was Menschen tun, wenn sie nicht mehr arbeiten müssen. Es ist auch das, was Menschen – und Nicht-Menschen gleichermaßen – tun, wenn sie sich «sammeln» und Kollektive bilden. Roboter werden sicherlich bestimmte Aufgaben übernehmen, aber was für Menschen übrigbleibt und was Roboter zusammen mit Menschen tun, ist Design.

Die Aussage, dass Menschen zu Designern werden, wenn Roboter die Arbeit übernehmen, bedeutet nicht, dass sie sich nur darauf konzentrieren werden, das, was Roboter erschaffen, zu verschönern oder zu dekorieren. Im ursprünglichen Sinne geht es beim Design nicht darum, funktionalen Objekten ästhetische Akzente zu verleihen. Design als grundlegende Haltung gegenüber der Welt und sich selbst hat nichts mit Ästhetik im üblichen Sinne zu tun. Vielmehr hat Design, verstanden als ein bestimmender Aspekt menschlichen Handelns und Menschseins in der Welt, mindestens fünf Eigenschaften, die es für menschliches Verhalten unverzichtbar machen.

Erstens ist Design «bescheiden», im Gegensatz zur Arroganz von Revolution, Modernisierung, Fortschritt und souveränen Entscheidungen des selbstbestimmten Menschen. Prometheus wird oft als mythischer Held zitiert, der den Göttern das Feuer gestohlen und es den Menschen gegeben hat. Sein Weg war direkt und unerbittlich. Er nahm sich, was er wollte, und musste, wie wir wissen, die Konsequenzen tragen. Die Idee des bescheidenen Designers ähnelt jedoch eher der Geschichte Daidalos' als der von Prometheus. Daidalos war ein Handwerker, der niemals den direkten Weg zu seinem Ziel einschlug, sondern immer kluge Umwege wählte und sich dabei der Hilfe vieler Dinge bediente. Daidalos war ein Designer, kein Held. Seine Haltung war bescheiden, und er respektierte bei der Entwicklung von Lösungen das, was die Dinge zu bieten hatten. Wenn wir einen neuen Mythos brauchen, um die Menschen der Zu-

kunft zu beschreiben, dann wäre Daidalos unser Held und Vorbild, nicht Prometheus. Daidalos war ein Designer.

Das zweite Merkmal von Design, im Gegensatz zu Arbeit, ist, dass Design viel Wert auf Details legt. Der revolutionäre, heldenhafte Macher ignoriert oft Details mit Arroganz und Selbstvertrauen. Diese Haltung ist typisch für den modernen Menschen, der sich selbst als Helden und Schöpfer seiner eigenen Geschichte sieht. Die Ideale des Fortschritts, der Aufklärung, der Kritik und des Anspruchs auf die Bestimmung des eigenen Schicksals – der Kern des modernen Geistes – waren nie Teil wirklich guter Designs. Stattdessen beinhaltet Design die akribische Beachtung jedes Details, auf das es trifft. Das bedeutet nicht, dass Design in gewisser Weise nicht «revolutionär» sein kann, aber wenn es das ist, sollte es dies tun, ohne alles zuvor Dagewesene mit Füßen zu treten oder die Komplexität der Gegenwart zu vernachlässigen, indem es sich in eine vermeintlich bessere Zukunft stürzt. Das Herstellen ist nicht mehr nur eine heroische Tat, sondern erfordert heute die Berücksichtigung vieler Faktoren, Details und Stimmen. Gut gemacht oder gut gestaltet zu sein bedeutet, dass Planung und Entwicklung in enger, offener Kommunikation mit allen Beteiligten, Interessengruppen und Nutzern stehen und sich schnell und flexibel an veränderte Bedürfnisse und Anliegen anpassen können.

Das dritte Merkmal des Designs ergibt sich aus seiner engen Verbindung zum Sinn. Wie jede Kunst zielt auch Design darauf ab, Sinn zu finden. Artefakte, Lösungen, Programme, Prozesse, Organisationen – was auch immer gestaltet wird – erfordern Interpretation. Dinge sind nicht nur Fakten; sie sind nicht einfach Objekte, die unabhängig voneinander existieren, sondern Teil von Beziehungsnetzwerken, die umfangreich, komplex, widersprüchlich, offen und unbestimmt sein können. All dies macht Sinn. Das ist es, was Design versucht, zu schaffen. Es geht nicht nur um Nützlichkeit, Produkte oder Verzierungen, sondern vielmehr um den Sinn, der allem seine Identität verleiht. Sinnvolles Design ist gutes Design. Letztlich ist Design nichts anderes als die Konstruktion von Sinn. Diese Tätigkeit unterscheidet eine Steinaxt, die von einem Jäger verwendet wird, von einem Stein, den ein Affe aufhebt und benutzt. Der Affe ist kein Designer, und der Stein, den er hält, ist kein Artefakt und hat keinen Sinn. Bei Design geht es um Sinn in Aktion, nicht um Aktion ohne Sinn.

Das vierte Merkmal des Designs ist, dass es eine andere Perspektive auf die Natur des Handelns bietet. Handeln ist niemals «revolutionär» im Sinne, dass es aus dem Nichts entsteht und etwas völlig Neues hervorbringt. Design steht im Gegensatz zu einem Konzept des Handelns, das in Schöpfung, Revolution und Unabhängigkeit verwurzelt ist. Daher kann Design niemals als

Kritik im modernen Sinne von Descartes' methodologischem Skeptizismus oder Kants Forderung nach radikaler Selbstbestimmung betrachtet werden. Die Tradition der kritischen Vernunft ist keine Tradition des Designs. Dieser Aspekt des Designs ähnelt dem, was Heidegger über die menschliche Existenz sagt: Sie ist in die Welt «geworfen» und notwendigerweise durch die gegebene historische Situation bedingt. Was für Heidegger die Faktizität, Geschichtlichkeit und Endlichkeit der Existenz ausmacht, unterscheidet das als Design verstandene Handeln grundlegend von den typischen Vorstellungen von heroischem und revolutionärem Handeln, die auf freiem Willen, souveräner Entscheidungsfindung, Selbstbestimmung und Autonomie basieren. Das autonome rationale Subjekt der europäischen Moderne mag ein Revolutionär werden, aber es kann kein guter Designer sein.

Der Designer ist bescheiden genug, um viele Faktoren, Details, deren möglichen Bedeutungen und Ursprünge zu berücksichtigen. Durch diese sorgfältige Reflexion entsteht die Kollektion. Das bedeutet, dass es beim Design nie nur darum geht, ein einzelnes Objekt oder Artefakt zu schaffen, sondern dass Design immer darauf abzielt, eine Kollektive mit vielen miteinander verbundenen Beziehungen aufzubauen, die sich in alle Richtungen, sowohl in die Zukunft als auch in die Vergangenheit, erstrecken. Design bedeutet, ein Kollektiv zu erweitern, was nicht nur die Schaffung eines bestimmten Objekts, sondern auch die ständige Neugestaltung eines gesamten Netzwerks umfasst. Tatsächlich dreht sich beim Design alles um Vernetzung. Das ist es, was die Nienetwiler mit dem Begriff «Sammeln» meinen.

Das fünfte Merkmal des Designs ist, dass es von Natur aus eine ethische Dimension beinhaltet, die sich darauf bezieht, was «gutes» Design ausmacht. Sobald klar wird, dass die grundlegende Tätigkeit des Menschen, ja aller Lebewesen, das Design ist, kann das Ideal nicht mehr etwas sein, wonach die Realität streben muss, sondern wird stattdessen zu einer Eigenschaft der Realität selbst. Wann immer Sinn geschaffen wird, ist Design beteiligt. Wenn man sagen kann, dass die Nienetwiler überhaupt eine Ethik oder Moral hatten, dann war es diese. Für die Nienetwiler war das Sammeln eine grundsätzlich normative und damit ethische Angelegenheit, eine Frage der Verantwortung. Dies ergibt sich aus ihrer Überzeugung, dass jedes Objekt eine «Stimme» hat und zur Sammlung beitragen kann. Wir diskutieren hier nicht mehr über Ethik und Moral als ergänzenden Aspekt zu den funktionalen Aktivitäten des modernen Lebens. Es geht nicht um «gute» Wirtschaft, «gute» Forschung, «gute» Bildung usw. Es geht nicht um traditionelle Moral, die angeblich der Natur des Menschen folgt. Aufbauend auf europäischen Vorstellungen über die Na-

tur des Menschen, versucht die moderne Gesellschaft, jedem Beruf und jeder sozialen Handlung eine bestimmte Ethik zuzuordnen. Es gibt Ethik für Ärzte, Geschäftsleute, Lehrer und andere. Aus einer Perspektive, in der die Kernaktivität des Menschen nicht mehr die Arbeit, sondern das Design ist, sind alle Aktivitäten dem Design untergeordnet, nicht umgekehrt. Gutes Design erhält einen Sinn, der sich völlig von den traditionellen Annahmen über das Gute unterscheidet.

Heidegger mag Recht gehabt haben, als er das Wesen der Technologie als «System» (*Gestell*) beschrieb, was für ihn die Unterwerfung aller Aktivitäten unter die Forderungen der Funktionalität bedeutete. Unter dem Einfluss von *Gestell* ist das, was gut funktioniert, gut. Das *Gestell* ist jedoch nicht das Kollektiv. Heideggers Kritik an der Technologie bezog sich nicht auf das, was die Nienetwiler unter Handwerkskunst und Sammeln verstehen. Er sprach die Dominanz des kybernetischen und systemischen Paradigmas der Funktionalität und Effizienz in der modernen Welt an. Die Kultur der Nienetwiler weist auf eine andere Welt hin – eine Welt, die durch Bezugspunkte gekennzeichnet ist, die über die Vorrangstellung der Funktionalität, des autonomen rationalen Subjektes, der strikten Trennung zwischen Gesellschaft und Natur sowie der unüberbrückbaren Kluft zwischen Subjekten und Objekten und der grundlegenden Unterscheidung zwischen dem, was ist, und dem, was sein sollte, hinausgehen. Wenn die heutige Welt eine Ethik haben soll, könnte diese Ethik damit beginnen, Design als moralisches Handeln zu verstehen. Dies unterstreicht die Bedeutung von Nienetwil heute und in Zukunft. Das Ende der Arbeit markiert den Beginn des Designs.

Designer weltweit, vereinigt euch!

2.4 Korrespondenz: Nussquammer und Arbogast über *be*, *gabe* und *tobe*

Briefwechsel von Amot Nussquammer sen. und d'Aciei Arbogast zum Thema Dinge (gabe) und Bildung (tobe) und deren Bedeutung für das Verständnis menschlichen Handelns als Design

Budapest, Oktober 1901

Werter Amot, ich grüße dich

Unser Zusammenkommen in Wien war eine Freude, umso mehr, als ich in Euch einen Kollegen gefunden habe, der sich ebenfalls mit der Nienetwiler Kultur beschäftigt will.

Dass ich Euch alleine im Garten des «Kaiserhof» habe sitzen lassen, müsst Ihr mir entschuldigen. Als ich gerade reingehen wollte, um die Rechnung zu begleichen, da hörte ich einen Eiswaagen auf der Gasse und wollte uns noch ein Eis besorgen. Ich lief hinter dem Eiswaagen her, aber irgendwann war er mir aus den Augen. Ich hoffe, Ihr hattet keine Probleme mit dem Hotel. Am besten ist es immer, jede Bekanntschaft mit mir zu leugnen, denn fürwahr, ich habe zu viel des Blutes meines Vaters in mir.

Doch ich bin Euch noch eine Antwort schuldig, und ich hoffe, dass eine allfällige Zornesröte in Eurem Gesicht nun Wohlwollen Platz macht.

Ihr hattet mich gefragt, weshalb ich den «Dingen» *gabe* sagen würde. Nun, das ist einfach erklärt. Mit *gabe* ist nicht ein Geschenk gemeint, wie in der deutschen Sprache. Also in gewisser Weise schon, aber um dies zu klären, muss ich, verzeiht, etwas ausholen.

Während das deutsche Wort *Gabe* von geben abgeleitet ist, stammt das Wort *gabe*, das ich verwende, von der Sprache Alaju ab, welche, wie ich Euch ja erklärte, aus der Nienetwiler Kultur stammt. Wir benutzen es statt eines Wortes wie «Ding», meinen aber viel mehr damit.

Das Wort *gabe* ist aus den beiden Wortstämmen **ga-*, also etwa «Sammlung», und **be-*, etwa «Möglichkeiten», zusammengesetzt.

Es bedeutet also ungefähr: Sammlung/Versammlung von Möglichkeiten.

Interessant ist übrigens, dass das Wort «Ding» in seiner ursprünglichen Bedeutung «Thing» – also Versammlung, Beratschlagung, Übereinkommen – bedeutet.

Mir scheint, dass es dem Menschen gut anstehen würde, sich dessen wieder einmal bewusst zu werden. Dass «Ding» von einem Übereinkommen herührt und nicht von einem «dingen» im Sinne eines Verpflichtens.

Das Alaju-Wort *gabe* fasst für uns jedoch noch mehr zusammen, denn es heisst ja nicht einfach Sammlung von Möglichkeiten, sondern auch Versammlung (Thing) der Möglichkeiten.

Teilt mir mit, wenn Ihr dieser Sammlung von Informationen und Möglichkeiten weitere hinzufügen wollt. Ihr habt ja immerhin ein Philosophiestudium hinter Euch gebracht, und ich bin sicher, Plato, Kant oder ein anderer Gelehrter, Euch eingeschlossen, machte sich zu diesen Dingen auch schon Gedanken.

Wir sehen uns wieder, wenn ich aus St. Petersburg zurück bin. Eure Antwort könnt Ihr dorthin vorausschicken. Ich werde im Grand Hotel Europe weilen, bevor ich nach Wyborg weiterreise.

Meine besten Wünsche und Grüße

Aciel

Zürich, Februar 1902

Verehrter Arbogast

Der Anlass dieses Schreibens werden Sie zweifellos in den Gesprächen, die wir bei unserem Treffen in St. Peterburg der erstaunlichen Tatsache widmeten, dass die Lebensweise der Nienetwiler, sofern diese aus den archäologischen Befunden bekannt ist, über Jahrtausende, wenn nicht länger, konstant geblieben ist und nicht den Entwicklungen von dem, was, wohl euphemistisch, «Zivilisation» benannt wird, durchliefen, bis zur Gegenwart und somit ein Zeugnis dafür ablegen, dass wenn das Zusammenleben des Menschen auf soliden Grundlagen errichtet wird, es die Wechselfälle der Geschichte unbeschädigt übersteht.

Aus dieser Tatsache entsteht die Frage, wie die Nienetwiler ihre Lebensweise von Generation zu Generation über einen derart langen Zeitraum vermitteln konnten, ohne dass die Versuchungen, an den angeblichen Errungenschaften der zivilisatorischer Evolution teilzunehmen, Überhand gewann und die Werte und Praktiken der uralten Traditionen aufgegeben wurden, was unvermeidlich zum Zerfall der kulturellen Einzigartigkeit der Nienetwiler, wie wir diesen Zerfall vor unseren heutigen Augen bedauerlich überall sehen, geführt hätte.

Wie Sie, verehrter Arbogast, noch besser als ich, wissen, beruht die Nienetwiler Kultur auf dem Sammeln, dem Vermehren, den Verhandlungen der Kollektive und den damit zusammenhängenden Praktiken und Ideen. Wo aber – und hiermit stelle ich die Frage an Sie, welche den Anlass dieses Schreibens bildet – liegen die Wurzeln und die Auffassungen ihrer Praktiken der «Bildung»? Wir wissen, oder wenigstens wäre er mir noch nicht bekannt, dass die Nienetwiler keinen Begriff für Bildung oder das, was in der modernen Welt «Erziehung» genannt wird, hatten. Daraus ist zu entnehmen, dass die Nienetwiler das, was wir «Sozialisation» nennen, zusammen mit dem ganzen aufwendigen und komplizierten Apparat, der unser im Laufe der Zeit dazugekommenes Erziehungswesen ausmacht, nicht kannten, und – dies ist das Interessante dabei – offenbar nicht brauchten.

Also meine Frage lautet: Wie haben die Nienetwiler das verstanden, erlebt und praktiziert, was wir als eine besondere Beschäftigung des Lebens und als besondere Aufgabe der Gesellschaft betrachten, nämlich «Erziehung»?

Einen Hinweis auf eine mögliche Antwort wage ich vorwegzunehmen. Vor allem deswegen, weil dieser Hinweis, so meine ich, darin zu finden wäre, was Sie in Ihrem damaligen Schreiben zum Thema *gabe* in der Nienetwiler Kultur festgehalten haben. Da die Nienetwiler offensichtlich nicht von sich als von einem Wesen, das grundsätzlich verschieden wäre von allen anderen Wesen, dachten, könnten sie, wie Sie, verehrter Arbogast, damals geschrieben haben, nicht von Dingen als von irgendwelchen dem Menschen gegenüber völlig andersartigen Wesen denken und handeln. Stattdessen, und so verstehe ich Ihre Bemerkungen zum Nienetwiler Wort *gabe*, bezeichnen die Nienetwiler alles, inklusive sich selber, als Sammlung, wobei es erstaunlicherweise auf die Tätigkeit des Sammelns und nicht auf irgendwelchen jeweiligen Bestand des Gesammelten ankommt. Dies, weil die Tätigkeit des Sammelns zu unendlichen Möglichkeiten offen ist und über jede jeweilig erreichten oder vorliegenden Werkzeuge, Bauten, Bepflanzungen etc., kurz alles, was wir üblicherweise als «Dinge» bezeichnen, hinausgeht. Damit ist das jeweilige Übereinkommen nur ein punktuelles und vorübergehendes Ergebnis von andauernden Verhandlungen.

Die grundsätzliche Offenheit der Nienetwiler zur Partizipation aller Wesen an den Verhandlungen – das Sammeln und die Sammlungen, welche ihre Welt ausmachen – ist also das, was den Kern ihres Zusammenlebens ausmacht und somit das alleinige «Kulturgut», das sie an künftige Generationen weitergegeben haben bzw. «weitergeben» wollten; ganz im Gegensatz zu dem, was wir modernen Menschen mit der «Weitergabe» von Kultur unter dem Begriff

«Erziehung» beabsichtigen, das heißt das Erreichen eines nach aristotelischen Vorgaben klar definierten Zustands der menschlichen «Perfektion», worin alle Möglichkeiten erfüllt sind, gaben die Nienetwiler an die folgenden Generationen die Tätigkeit des Sammelns und damit notwendigerweise zusammenhängende Versammlung von Möglichkeiten weiter. Dies müsste, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, in jedem «Ding» ersichtlich sein. Das Sichtbarmachen von Möglichkeiten wäre dann das Wesentliche am menschlichen Handeln, also eigentlich das, was den Menschen auszeichnet, und nicht, wie die alten Griechen meinten, die Vernunft, zumindest nach Nienetwiler Auffassung.

Nun frage ich mich, und ich frage Sie, verehrter Freund, auch, was bedeutet diese Erkenntnis über unser aller Herkunft für unsere heutige Art und Weise, junge Menschen zu «erziehen»? Ist es nicht an der Zeit, die verloren gegangenen Praktiken der Nienetwiler in der heutigen Welt wieder zum Wirken zu bringen?

Auf Ihre Antwort bin ich gespannt.

Ihr Nussquammer

Paris, April 1902

Werter Amot

Es freut mich, Sie wieder wohlbehalten in der Heimat zu wissen, und hoffe, dass Ihr Umzug nach Zürich gut verlaufen ist!

Ja, das ist ein interessantes Thema, das Sie da ansprechen, und Ihre Verbindung zum Alaju-Wort *gabe* (Sammlung von Möglichkeiten) ist durchaus richtig. Genauso wird auch das kleine Kind, der junge Mensch gesehen. Es ist eine Sammlung von Möglichkeiten. Die Nienetwiler Kultur ist davon geprägt, dass das Volk stets unterwegs war. Sie sind, um es einmal so zu sagen, «Traveler» und wurden daher seit dem Mittelalter oft auch mit den Tsigan, den Jenischen, Sinti und Roma etc. oder in Ländern außerhalb Europas mit anderen Nomadenstämmen gleichgesetzt. Die kleinen Gruppen, in denen die Skandaj, also die Leute der Nienetwiler Kultur, reisten, waren recht klein – selten größer als dreißig, vierzig Menschen. Wenn nun also eine so kleine Gruppe unterwegs ist, dann ist es nicht möglich, Kinder zur Schule zu schicken, wie dies heute die Menschen der westlichen Welt tun. Die jungen Menschen werden nicht darauf ausgebildet, in ihrem Erwachsenenalter Geld verdienen zu können, sondern

darauf, sich als Teil des Kollektivs verwirklichen zu können. Drei Dinge sind wichtig zu wissen:

Erstens: In der Nienetwiler Kultur wird kein Unterschied zwischen Mann und Frau, Mädchen und Junge gemacht. Haushalte wie hier, also ein Vater, eine Mutter und die Kinder, sind eher ungewöhnlich. Vielmehr ist es so, dass Kinder dort aufwachsen, wo es ihnen am besten gefällt. Natürlich sind die, welche das Kind gezeugt und geboren haben, in gewissem Masse mehr verantwortlich als das Kollektiv, aber sobald ein Kind die Mitglieder des Clans kennt, zeigt es auch deutliche Neigungen, sich hier oder dort öfters aufzuhalten.

Es kann sein, dass es das tut, weil dieser oder jene besonders unterhaltsam ist oder ein hübsches Lämmchen mit sich führt, oder es kann sein, dass die Person oder Zeltgemeinschaft einfach besonders interessant ist, weil sie zum Beispiel ein Handwerk ausübt. Dieses sich Zuwenden an Personen oder Zeltgemeinschaften geschieht hauptsächlich in den wenigen Monaten des Sommerbeziehungsweise Winterlagers, in denen nicht gereist wird und die Zeit da ist, sich zum Beispiel handwerklich zu betätigen oder die kleine Ernte einzufahren, die die Voraus-Gruppen angepflanzt haben (dort, wo dies gemacht wird).

Zweitens: Die Reiserei der Skandaj hat zur Folge, dass sie es mit verschiedenen Kulturen und Landschaften zu tun bekommen. Jede einzelne wird ebenfalls, wie alles andere auch als *gabe* gesehen. Diese Möglichkeiten wollen erkundet und gesammelt werden. Die jungen Menschen erkennen, dass es nicht nur ihre Gruppe, Zeltgemeinschaft oder ihren Clan gibt. Sie treffen Nicht-Skandaj und treffen Menschen aus anderen Clans der Nienetwiler Kultur, tauschen sich mit ihnen aus und sammeln Wissen und Erfahrung. *kwasi*, so wird das in der Nienetwiler Kultur gebräuchliche Äquivalent zu Wissen genannt, hat seinen Wortursprung in **ku*, was «erkunden» bedeutet. Wissen ergibt sich also durch das Erkunden, Herausfinden, Erforschen und Erfühlen und durch die Möglichkeiten, die diese Erkenntnisse und Erfahrungen erschließen. Die jungen Menschen lernen schnell, dass erstens Wissen immer nur eine vorübergehende Erkenntnis ist, die jederzeit revidiert oder ergänzt werden kann, und zweitens, dass es weniger wichtig ist, wie man sammelt, als vielmehr was man mit dem Gesammelten anstellt.

Drittens: In den oben erwähnten Sommer- und Winterlagern (*garth* genannt) wie auch auf ihren Reisen begegnen die Skandaj anderen Clans. Dies wird zum Anlass genommen, dass sich zum Beispiel Partnerschaften ändern oder junge Menschen von einem zum anderen Clan wechseln, weil in diesem zum Beispiel jemand ist, der ein gewisses Handwerk oder Wissen weiterge-

ben kann. So werden Wissen und Erfahrungen, «Sammlungen», unaufhörlich zwischen den Clans getauscht.

Eine besondere Form des Unterrichtens gibt es in der Nienetwiler Kultur nicht. Es gibt weder Lehrbücher noch Prüfungen und schon gar nicht werden junge Menschen, wie das hierzulande üblich ist, in irgendeiner Weise bestraft oder gedemütigt, wenn sie eine Leistung nicht erbringen.

Denn: Es gibt keine Leistung, die sie erbringen müssen. Sie selber sind die Leistung. Sie sind die Sammlung an Möglichkeiten und es liegt im ureigenen Interesse des Clans, diesen Möglichkeiten freien Lauf zu lassen, um zu erkunden, ja ich möchte sagen: fasziniert zu beobachten, welche Sammlung da angelegt wird und wie sich diese Sammlung auf den Clan auswirkt.

Der Vollständigkeit halber muss ich natürlich ergänzen, dass viele aus der Nienetwiler Kultur sesshaft werden mussten, weil die Repressalien für die fahrenden Völker zu groß geworden sind oder das Reisen unmöglich gemacht wurde. Viele dieser Sesshaften haben versucht – und tun dies immer noch –, die Ideen aus der Nienetwiler Kultur, insbesondere was die jungen Menschen und ihre Möglichkeiten zu sammeln angeht, in die «moderne» Gesellschaft einzubringen. So sind bereits einige Schulen gegründet worden, die diese Ideen aufgenommen haben. Wie sie sich entwickeln, muss sich allerdings noch zeigen.

Ihr habt vielleicht bemerkt, dass ich das Wort «Bildung» nie benutzt habe. Es ist ein schreckliches, ein grauenerregendes Wort, das nur dieser fürchterlichen westlichen Gesellschaft entkrochen sein kann. Das Wort sagt, dass wir einen jungen Menschen behandeln wie ein Bildhauer ein Stück Stein und den Menschen zu dem machen, wie wir ihn uns vorstellen. Es ist einfach widerlich! Und noch schlimmer scheint mir, dass es in der deutschen Sprache seit Kurzem Worte wie «Bildungsgesellschaft» oder «Bildungswesen» gibt.

Ich kann mir dieses «Bildungswesen» lebhaft vorstellen, diesen Kinder zerfleischenden Jaberwocky!

Werter Freund. Ich ende hier und hoffe, dass ich Ihnen mit meinen Ausführungen nicht nur die Zeit geraubt habe und sie Euch bei Euren Überlegungen weiterhelfen.

Mit den besten Empfehlungen auch an die Frau Gemahlin

Hochachtungsvoll

Aciel

Postscriptum: Seit meiner Rückkehr bin ich wieder in meinem Atelier in Paris. Falls Ihr mir wieder schreiben wollt, dann an die Adresse dort.

Zürich, Juni 1902

Verehrter Arbogast

Ich danke Ihnen herzlichst für Ihre Ausführungen über die Erziehung bei den Nienetwilern. Sie haben mir viele wertvolle Anregungen gegeben. Vor Kurzem hatte ich die ehrenvolle Gelegenheit, Ihre Ideen mit unserer Bekannten Frau Dr. Maria Montessori zu diskutieren. Die ehrenwerte Dame war entzückt über die Vorstellungen und Praktiken der Nienetwiler betreffend den Umgang mit jungen Menschen, da sie selber nur Ungutes in der heutigen Schule findet und sich Gedanken macht über die richtigen Formen der Erziehung. Ich finde, dass es interessante Anhaltspunkte für Hinweise auf das Weiterleben von Nienetwiler Gedankengut gibt, das ich Ihnen mit diesem Schreiben unverzüglich mitteilen möchte.

Frau Dr. Montessori war von den Nienetwilern begeistert und meinte, ihre Arbeit mit Menschen, die als behindert betrachtet wurden, und mit Kindern klar zeigt, dass die traditionelle Erziehung in den Schulen, die sich dem Eintrichtern von vermeintlichem Wissen in die Köpfe der Kinder widmet, in keinerlei Art und Weise der Natur des Menschen und vor allem der Natur des Kindes entspricht. Es gehe, ihrer Meinung nach – und dies hat sie bei den Nienetwilern gelobt – darum, das Potenzial des Kindes mittels der richtigen pädagogischen Maßnahmen zur Erfüllung zu bringen. Es sei eine Verfehlung der Gesellschaft, so mit Kindern umzugehen, dass die Kinder abgerichtet werden, bloß Konformisten zu werden und alle Kreativität zu vernachlässigen. Sie meinte, es sei nicht an der Gesellschaft, den Menschen zu sagen, wie sie sein sollten, sondern die Menschen müssten sagen, was für eine Gesellschaft sie wollen.

Ich war von diesem Gespräch zutiefst beeindruckt und dachte – auch Frau Dr. Montessori gegenüber –, dass das Gedankengut und die Praktiken der Nienetwiler einen wichtigen Beitrag zur Verbesserung der heutigen Schulen leisten können. Ich bin überzeugt, lieber Kollege, dass Sie ebenfalls die Bedeutung von Nienetwil in dieser Hinsicht zu schätzen wissen.

Nun habe ich, nach diesem aufregenden Gespräch, lange darüber nachgedacht, was die Nienetwiler wohl heute tun würden, wenn sie Schulen einrichten müssten. Natürlich würden sie sich höchstwahrscheinlich und aus Prinzip

weigern, Schulen einzurichten, denn nach ihrer Auffassung, wenn ich Sie, lieber Freund, richtig verstehe, ist für die Nienetwiler das Leben die beste Schule und junge Menschen in Schulzimmern einzusperren kommt eher einem Gefängnis als einer Bildungsinstitution gleich. Die «pädagogischen» Absichten der kriminellen Bestrafung sind ja bekannt. Dies führt zur Frage: Wie könnte die Schule so eingerichtet werden, dass sie wie das Leben ist und nicht wie ein Gefängnis?

Sie schreiben in Ihrem Brief, dass für die Nienetwiler vor allem drei Dinge bei der Erziehung wichtig waren.

1. Entscheidend war, dass die jungen Menschen das tun durften, was sie wollten und mit wem sie wollten, also musste man sie fragen, was sie lernen wollten und wie sie dies lernen wollten.
2. Das «Wissen», das durch die Erziehung «vermittelt» werden sollte, wurde als *kwasi*, d. h. «erkunden, herausfinden, erforschen und erfüllen» bezeichnet.
3. Im Wort *kwasi* gibt es keinen Hinweis auf das, was wir moderne Menschen «Leistung» nennen bzw. das Ermessen von Wissen oder Fähigkeiten mittels irgendwelcher Maßstäbe. Da es um das Kind ging und nicht um die Erwartungen der Gesellschaft, waren Prüfungen aller Art den Nienetwilern fremd.

Wenn ich richtig verstehe, müssen wir also Erziehung als eine Tätigkeit des Lernenden und nicht der Lehrenden verstehen, eine Tätigkeit, die unabhängig von jedweden «Lernstoff» gelernt werden kann bzw. an die jungen Menschen «weitergegeben» wird.

Was eine solche Tätigkeit sein könnte und wie wir heute diese Tätigkeit bezeichnen könnten bzw. sollen, ist die Frage, die ich nun Ihnen, verehrter Kollege, stelle.

Gerne erwarte ich von Ihnen eine aufschlussreiche Antwort!

Ihr Nussquammer

Paris, 6. August 1902

Werter Nussquammer

Wie immer fällt es Ihnen leicht, aus meinen endlosen Ausführungen die Essenz herauszukitzeln.

In unserem Sinne ist das Lernen, bzw. Sammeln, keine Tätigkeit wie etwa das Bauen eines Tisches. Sitzt ein junger Mensch in einer Schreinerei, wird er schnell lernen, wo sich welche Werkzeuge befinden, denn er will ja gerne mitarbeiten und mit helfender Hand dies oder jenes an die Werkbank bringen oder gebrauchtes Werkzeug verräumen. Bald schon darf er hier etwas hobeln und da etwas sägen und er bekommt das Wissen, worauf er achten soll, mitgeteilt. Hobelt er gegen das Holz, wird er sehr schnell feststellen, dass das nicht gut geht. Er kann nun fragen, woran es liegt, oder er kann selbst ausprobieren. Beides ist gleich gut, denn es ist eine Frage des Charakters, nicht eines Intellekts, den es zu bewerten gilt. Mit der Zeit lernt der Mensch immer mehr Fertigkeiten, teilt Wissen mit anderen, fragt, wo er wissen will, und gibt weiter, wo er gefragt wird.

Der Moment, in dem man damit anfängt, ist jener, in dem die kognitiven Fähigkeiten es erlauben, und es hört dort auf, wo diese wegen Alter, Krankheit oder Tod wegfallen.

Euren Schluss, dass Erziehung eine Tätigkeit des Lernenden und nicht des Lehrenden sei, muss ich allerdings korrigieren. Es gibt keine Erziehung bei uns, denn wir ziehen niemanden irgendwohin. Wir kennen nur das Lernen/Sammeln an und für sich, und es ist auch keine Tätigkeit eines Einzelnen, sondern des Kollektivs.

Wie ich aus Eurem Brief verstanden habe, sucht Ihr nach einer Lösung, unser Wissen (das wir übrigens mit Hunderten, ja Tausenden Stämmen auf der Welt teilen) für die jungen Menschen hier in den Städten nutzbar zu machen.

Ehrlich gesagt denke ich, dass Ihr die Quadratur des Kreises sucht. Denn die Stadt an und für sich ist eine Entwicklung des Marktes, und das im wortwörtlichen Sinne. Nehmen wir den Markt von Marseille. Dort war einst nur ein Hafen, an dem von Griechen Ware umgesetzt wurde. Später richteten die Römer einen Markt ein und bauten Straßen, um diese Waren zu transportieren und ins Landesinnere zu bringen. Allein der Wunsch, dies zu tun, führte zu einem Wachstum. Es wurden Schreiner und Schmiede und Netzflicker gebraucht. Die mussten wohnen, also wurden Zimmerleute und Maurer gebraucht, die wiederum selber wohnen mussten. Es brauchte Kleidung für diese Leute und so weiter und so fort. Wachstum. Wachstum ist die Entscheidung,

die die Menschheit eines Tages vor Tausenden von Jahren getroffen hat. Und Wachstum ist genau das, was wir verweigerten.

Wenn Ihr Wachstum habt, habt Ihr Sachzwänge. Ihr braucht Maurer, also müsst Ihr welche heranzüchten. Wie Gemüse zieht Ihr sie heran und lehrt sie das Wichtigste, was sie für das Handwerk brauchen. Das Individuum ist nur innerhalb der Zwänge, die der Markt vorgibt, frei.

Und schon werden die Ersten wieder ausgesondert. Tausende Arbeiterinnen und Arbeiter, die in den Fischfabriken oder Werften Marseilles arbeiteten, wurden entlassen, um den großen neuen Maschinen Platz zu machen, die es jetzt gibt.

Vor einigen Jahren habe ich in der Schweiz Webereien besucht. Nicht die kleinen Werkstätten mit Webrahmen, sondern große Hallen mit riesigen Maschinen, die klopfend und stampfend die Arbeit Hunderter Arbeiter verrichten. Die Arbeiterinnen und Arbeiter, die früher dort webten, mussten sich eine andere Arbeit suchen. Viele sind nach Amerika, nach Brasilien und in andere Länder ausgewandert. Ich sah das Gleiche an anderen Orten und in anderen Fabriken.

Eines Nachts im Scheherazade begab es sich, dass eine gar kleine und feine und wirklich übermäßig illustre Gesellschaft zufällig im «Blauen Salon» zusammenkam. Ein englischer Schriftsteller war dabei, ich glaube, er hieß Wells, ein spanischer Ingenieur und einige mehr (verzeiht, dass ich die Namen nicht mehr weiß, aber es war schon spät nachts und der Bordeaux war reichlich geflossen).

Wir plauderten erst ungezwungen über dieses und jenes, als ich irgendwann von meinen Beobachtungen in den Fabriken erzählte. Man erzählte mir dabei von Rechenmaschinen, die es nun offenbar gab und die selbstständig Rechenaufgaben ausführen konnten, und einer von ihnen, ich glaube, der Spanier, behauptete gar, dass er dabei sei, eine Maschine zu bauen, die Schach spielen werde.

Mr. Wells überraschte uns alle mit der Aussage, dass er ganz sicher sei, dass die Entwicklung dieser Rechner bestimmt dahin führen würde, dass sie eines fernen Tages ebenso gut rechnen könnten wie wir, und mehr noch, dass sie aufgrund eines mechanischen Gedächtnisses imstande sein würden, zu denken. Dies zusammen mit den Maschinen, die ja heute schon gebaut würden, könne nur darauf hinauslaufen, dass es dereinst «mechanische Sklaven», wie er es nannte, geben würde, die die Arbeit für uns verrichten würden. Ich fragte ihn, was dann aus den Menschen werden würde und was die derweil zu tun hätten. «Wir werden uns alle den schönen Künsten zuwenden!», rief er aus und ernte-

te schallendes Gelächter, denn solch ein Seemannsgarn hatte man hier schon lange nicht mehr gehört.

Wenn es denn so kommen würde, wie diese Leute erzählen, was geschieht dann mit den jungen Menschen in der Stadt? Vielleicht sitzt am Kundenschalter der Bank einmal eine Maschine? Vielleicht gibt es keine Kutscher mehr, weil wir auf Maschinen reiten? Was, wenn Maschinen Stühle und Tische, Hosen und Hemden billiger erschaffen als wir Menschen? Was will man dann mit den jungen Menschen machen? Ich muss es nicht weiter ausführen, ich nehme an, auch Ihr habt «Das Kapital» gelesen, sei es auch nur, um ein Gefühl des Schauerns zu erleben. Es erklärt die Prozesse besser, als ich es kann.

Also, was geschieht mit den Menschen, wenn wir sie nicht mehr brauchen?

Ich weiß es nicht, werter Kollege; ich weiß es nicht. Ich kann nur Fragen stellen. Oder fabulieren.

Wollen wir zusammen den Weg eines Kindes aus unserem Stamme skizzieren, das hier in Paris lebt? Nehmen wir an, sein Name ist Eric. Sagen wir, er wächst draußen am Stadtrand in den Handwerkerquartieren auf. Sein Vater ist Kesselflicker, seine Mutter arbeitet als Putzfrau im «Le Bon Marché». Bis er sechs Jahre alt ist, verbringt Eric die meiste Zeit mit anderen Kindern zusammen bei seiner Großmutter und deren Schwestern, die, wie seine Eltern, am Stadtrand in den neu entstandenen Arbeitervierteln lebten. Sein Leben ist vorherbestimmt. Er muss die Schule besuchen und abends hilft er, Uniformknöpfe zu polieren. Als er stärker wird, muss er seinem Vater nach der Schule helfen. Mit elf Jahren ist er mit der Schule fertig und arbeitet bei seinem Vater als Kesselflicker. Dieser stirbt schon bald darauf, vielleicht am Kupferoxyd, vielleicht von den Schwefeldämpfen, vielleicht an Mangelernährung. Er erfährt es nie. Er ist es nun, der für die Familie sorgen muss, und übernimmt die Arbeit seines Vaters. Er heiratet, hat Kinder und stirbt eines Tages. Das ist das Leben von Eric. Die Schule, die er besuchte, unterrichtete Französisch, Rechnen und Geschichte. Genug, um die Arbeit seines Vaters übernehmen zu können. Zu wenig, um sonst irgendetwas machen zu können. Er wurde erzogen, um ein wertvolles Mitglied nicht der Gesellschaft, sondern des Marktes zu werden.

Und jetzt erzähle ich dir von Finja. Sie stammte aus einem Skandaj-Clan unten in Aurillac. Ihr Vater hatte eine Französin geheiratet, die aus einem alten sesshaften Clan stammte. Da dessen Vater eine Tischlerei in Paris besaß, zog er ebenfalls nach Paris, um dort in der Werkstatt seines Schwiegervaters im 11. Arrondissement zu arbeiten. Dorado, so hieß dieser, war über die Hilfe ausgesprochen froh, denn Manitas, so heißt Finjas Vater, war ein sehr guter Tischler.

Finja sass bereits als kleines Mädchen in der Werkstatt und schaute den beiden bei der Arbeit zu. Sie lernte schnell und bald schon holte sie ein Werkzeug aus der Schublade, noch bevor einer der beiden danach gefragt hatte. Sie war vier oder fünf Jahre alt, da gaben sie ihr kleine Aufgaben. «Zähl von diesen Schrauben zwanzig ab und dann noch acht von den Messingwinkeln.» So lernte sie zählen. Bald auch lesen und, da sie fanden, dass sie sehr gewitzt war, nahmen sie sie zu Chaim Barot mit. Das war ein sehr bekannter Vergolder und Rahmenschnitzer. Er war ein bärtiger kleiner Mann mit Zwickelbrille und einem verschmitzten Lächeln. Er liebte Kinder und behandelte sie nicht wie dumme kleine Geschöpfe, sondern wie kleine Erwachsene. Finja liebte ihn vom ersten Augenblick an und bat ihren Vater, bei Chaim einige Zeit lernen zu dürfen. Und so geschah es. Drei Jahre blieb sie bei ihm und lernte alles, was es über das Vergolden und das Schnitzen zu lernen gab. Danach, als sie vierzehn war, dachte sie sich, dass es doch sicher klug wäre, zu schauen, ob es an anderen Orten anderes zu lernen gäbe, was sie interessierte. Und so nahm sie ihren Vater auf eine Reise nach der anderen mit. Bei Chaim hatte sie Jiddisch und Englisch gelernt.

Beim Holzbildhauer Giannpaolo di Conti noch mehr über Holzverarbeitung, Kunst und zudem Italienisch. Bei Fritz Zellweger, einem Tischler aus Basel, der sich in Speyer niedergelassen hatte, lernte sie noch mehr dazu, vor allem über Verbindungstechniken und Intarsien, und natürlich Deutsch.

Mit all diesem Fachwissen und den Sprachen ausgestattet kehrte sie 1899 nach Paris zurück. Vor einem Jahr zog sie nach Bologna, wo sie heiratete und nun, so viel ich hörte, ein Kind erwartet. Sie hat in ihrem Leben nie eine Schule besucht und empfängt dennoch monatlich Besucherinnen und Besucher aus der ganzen Welt, denn sie ist zu einer echten Koryphäe geworden und ihr Wissen ist in ganz Europa gefragt. Das also ist unsere Auffassung von Lernen und Erwachsenwerden.

Zu Eurer Frage, wie also diese unsere Auffassung in die moderne Zeit übernommen werden könnte, meine ich, dass Schulen, wenn überhaupt, spezifisches Fachwissen weitergeben sollten, das nicht, oder nur sehr schwer, bei Einzelpersonen gelernt werden kann. Physik vielleicht oder Chemie. Solches eben. Doch sollten dort alle Zugang haben, nicht nur, wie es heute der Fall ist, die Kinder der «Elite». Zudem sollte überlegt werden, wie wir die Gesellschaft so von den Zwängen des Marktes befreien, dass Menschen nicht mehr nur dafür «herangezuchtet» werden müssen. Es gilt, Strategien zu entwickeln, die uns von dem unsinnigen Weg des Wachstums wegführen. Oh, was für ein utopischer Gedanke!

Sollten die Visionen der Zukunft von diesen Leuten wie oben beschrieben zutreffen und eines Tages tatsächlich kaum noch Arbeit für Menschen da sein, oder vielmehr der Markt nicht mehr ihrer bedürfen, so scheint es mir angebracht, das ganze System Schule bereits jetzt dahingehend zu überdenken.

Was im Übrigen den Begriff angeht, nach dem Ihr fragtet, und welcher Euer Wort «Bildung» ersetzen könnte, so kann ich nur auf das Alaju-Wort *tobe* verweisen. Es setzt sich aus den beiden Alaju-Wörtern *toho*, also etwa «*Chaos, etwas, das im Fluss ist und noch nicht seine Form angenommen hat*», und *be*, also «*Möglichkeiten*», zusammen. Es bedeutet, in einem Fluss der Möglichkeiten zu sein oder die Möglichkeiten im Chaos zu finden.

Nun hoffe ich, Eure Fragen in etwa beantwortet und Euch mit meinen langen Ausführungen nicht gelangweilt zu haben.

Ich grüße Euch

Arbogast

Zürich, 4. Oktober 1902

Verehrter Arbogast

Ihr langes Schreiben 6. August hat mich erst in den letzten Tagen erreicht, da ich unterwegs war und wenig Gelegenheit hatte, meine Post einzusehen. Entschuldigen Sie bitte, dass Sie auf eine Antwort warten mussten.

Sie beschreiben eindrucksvoll die Lebensläufe von zwei jungen Menschen. Diese Geschichten finde ich interessant und aufschlussreich, da sie illustrieren, wie unterschiedlich und zugleich wie von «Natur» aus Menschen lernen. Sie lernen, indem Sie etwas tun, das heißt, indem Sie Probleme des Lebens lösen. Unsere heutigen Schulen, da würden mir Sie sicher beipflichten, tun fast genau das Gegenteil. Die jungen Menschen müssen lernen, indem sie nichts tun, wenigstens nichts Wirkliches. Was sie lernen, ist «nur für die Schule» und hat praktisch nichts mit dem Leben zu tun.

Dies hat Frau Dr. Montessori mir in unserem Gespräch klargemacht – eine Tatsache, die sie sehr bedauerte und sie dazu veranlasste, ihre eigenen Schulen zu begründen. Sie teilte auch Ihre Meinung, dass die Gesellschaft, worauf die jungen Menschen angeblich durch Erziehung «vorbereitet» werden sollten, von ihnen verlangt, dass sie bloße Arbeitskräfte sind, was so viel bedeutet, dass

Menschen wie Maschinen wo immer und wie immer eingesetzt werden können, wie dies die industrielle Produktion, Sie reden ja vom «Markt», verlangt.

Ich glaube, dieser Herr Wells, den Sie erwähnen, hatte Recht, wenn er meinte, dass die Maschinen am Ende alles übernehmen werden, denn was die Erziehung heutzutage tut, ist nichts anderes als der abwegige Versuch, Menschen in Maschinen zu verwandeln. Hier hatte Karl Marx recht: Arbeit bedeutet, sich von sich selbst, von der wahren Natur des Menschen, zu entfernen.

Was die Schule angeht, bin ich mehr denn je überzeugt, dass die Zeit gekommen ist, nicht nur die Erziehung, wie dies heutzutage überall und erzwungenermaßen institutionalisiert ist, sondern die ganze Gesellschaftsordnung, die – wie Sie vortrefflich sagen – ein Markt ist und nicht ein Lebensraum, grundsätzlich geändert werden müssen. Man spürt überall, wie die alten Institutionen eher den Fortschritt hindern, als fördern und wie ein neues Denken kommen muss, wenn wir die Ungerechtigkeiten dieser Welt berichtigen sollen.

Aus diesem Grund bin ich überzeugt, dass unsere gemeinsame Forschung über Nienetwil von Bedeutung sein kann, denn die Nienetwiler haben über die Zeiten hinweg eine Lebensweise erhalten, die als Leuchtturm die Menschen von heute in letzter Minute davor warnen könnte, einen katastrophalen Schiffbruch der Zivilisation zu erleiden. Die Zeichen der Zeit stehen nicht gut, mein lieber Freund, aber es gibt Hoffnung!

Für Ihre höchst interessanten Ausführungen über das Nienetwiler Wort *to be* bin ich Ihnen sehr dankbar, denn sie haben mir in meinen Gedanken weitergeholfen, das zu formulieren, was mir bis anhin nicht klar wurde, so viel ich auch versuchen mag, die Ideen, die mir im Kopf herumtanzen, zur Sprache zu bringen. Sie schreiben, die Nienetwiler haben das, was wir «Erziehung» nennen, ausdrücklich nicht als Absicht, zwecks Zertifizierung für irgendwelche Arbeiten, die sie später in der Gesellschaft ausführen werden müssen, zu unterrichten, sondern als einen bestimmten Umgang mit Möglichkeiten, die zwar offen sind, aber, sozusagen, auf eine «Form» bzw. eine Verwirklichung «warten».

Es geht, wenn ich die Nienetwiler richtig verstehe, um die Art und Weise, wie eine Sammlung zustande kommt, oder, anders formuliert, um «die Möglichkeiten im Chaos zu finden». Also, es wird kein Stoff gelehrt und gelernt, es werden keine Prüfungen abgenommen, sondern es wird den jungen Menschen ein bestimmter Umgang mit Problemen, mit Gelegenheiten, mit dem,

was in einer besonderen Situation «möglich» ist, weitergegeben. Dies ist der Sinn und Zweck von Bildung!

Die Nienetwiler würden wohl sagen, dass gelernt wird, wie man «sammelt». Denn was immer in eine Sammlung kommt oder darin eine Rolle spielt, kann ja sehr komplex und weitreichend sein, denn es kommt ja darauf an, wie die Sammlung zustande kommt. Dies kann man gut oder schlecht machen, richtig oder falsch, und demnach muss die richtige Art und Weise, zu sammeln, gelehrt und gelernt werden. Alles andere ist zweitrangig und kann nur von der eigentlichen Aufgabe des Lebens ablenken.

Was ist dann die richtige Art und Weise, zu sammeln? Von allem, was ich bis heute über die Nienetwiler herausgefunden habe, und mit Ihrer sehr hilfreichen Unterstützung, wenn es um das Verständnis der Nienetwiler Kultur und Lebensweise geht, wage ich die Vermutung, dass das Sammeln sich so vollzogen hat, dass zuerst eine Art Offenheit für Probleme für das, was möglich oder sogar nötig ist, kultiviert werden müsste. Dinge kommen nicht alleine oder bloß von sich aus zusammen, um eine Sammlung zu bilden. Sie müssen zuerst als «gaben» erscheinen können, die ja, wie Kollege Mauss behauptet, immer in irgendeiner Art und Weise «verpflichtend» sind. Kurz: Um ein Problem zu lösen, muss man wissen, was das Problem ist, und dieses Wissen kann nicht auf die Dinge bloß aufgepfropft werden, sondern muss von ihnen kommen, in ihnen schlummern, als ihre Möglichkeiten sich auf irgendeine Art und Weise kundtun.

Wenn das Sammeln mit einer Wahrnehmung und einem Verständnis für ein Problem beginnt, dann muss zweitens eine Vision, wie vage oder unbestimmt diese auch immer sein mag, der Sammlung vorhanden sein, die daraus entstehen sollte. Nicht alles, was möglich ist, kann realisiert werden. Entscheidungen müssen fallen. Dies richtig zu tun, muss gelernt werden. Denn es handelt sich mehr um eine Kunst als eine gedanken- und gefühllose Methode, die überall auf die gleiche Art und Weise angewendet werden könnte.

Drittens muss man die Vision durch vielfaches Ausprobieren von Kombinationen und Verbindungen testen. Lernen ist immer Versuch und Irrtum, ein Ausprobieren und Erfahrungenmachen. Ganz im Gegensatz zur heutigen Schule ist Lernen Tun, Handeln oder das, was Marx «Praxis» nennen würde.

Viertens müsste versucht werden, aus den Erfahrungen mit verschiedenen Kombinationen und Verbindungen eine Sammlung herzustellen. Dies ist ausdrücklich «provisorisch», denn die Sammlung muss standhalten und ihren Weg in die Kollektive finden. Die so entstandene Sammlung – sei es ein Möbelstück, etwa ein Tisch – muss vielfachen Herausforderungen standhal-

ten und zeigen, dass es zusammenhält oder in bestimmten Hinsichten geändert werden muss. Aus diesen verschiedenen konkreten Versuchen wird dann endlich eine Variante ausgewählt und im Kollektiv akzeptiert. Dies bedeutet aber nicht – wie bei allen Sammlungen der Nienetwiler –, dass die Sammlung nicht mehr geändert, verbessert, erweitert etc. werden kann. Ganz im Gegenteil: Das Nienetwiler Prinzip der «Vermehrung» deutet darauf hin, dass jede Sammlung «provisorisch» ist und offen für Veränderungen ist.

Was ich versucht habe, in diesen kurzen Bemerkungen zu beschreiben, wäre m. E. das, was in den Schulen gelehrt werden sollte. Es kommt also nicht auf den Stoff oder irgendwelches Wissen an, das an Prüfungen wiedergegeben werden kann, sondern auf eine bestimmte Verhaltensweise, eine Praxis, auf die Fähigkeit, richtig zu sammeln. Da wir heute dieses Verhalten bei denjenigen Menschen finden, die bewusst eine eher kreative Arbeit ausführen, also diejenigen, die in allen Branchen, ob Mode, Architektur, Industrie oder was immer, sich «Designer» nennen, könnte man das Weiterleben des Nienetwiler Gedankenguts in diesen Formen der Arbeit vermuten. Dass ein so wichtiges Kulturgut einfach verloren geht und nicht in vielfachen Existenzformen der modernen Menschen unbekannt und unbenannt weiterlebt, ist kaum zu glauben. So auf jeden Fall ist meine Hoffnung!

Ich hoffe auch, lieber Freund, dass dieses Schreiben, obwohl verspätet, Sie in bester Verfassung erreicht.

In Hochachtung

Ihr Nussquammer

2.5 Alaju: Die Worte *gadho*, *gabe*, *be* und *tobe*

von Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Sprache der Nienetwil-Kultur, Alaju, wurde in verschiedenen Artikeln vergangener und aktueller CRN bereits diskutiert. Nun ist es an der Zeit, sie genauer zu betrachten. Alaju ist ein hochumstrittenes Thema in der linguistischen Forschung. Hier die beiden prominentesten Theorien in Kürze:

Alaju ist die Mutter aller Sprachen.

Diese These stützt sich darauf, dass Alaju mehr Wurzelwörter enthält als jede andere Sprache und dass diese Wörter – ähnlich wie solche aus verschiedenen Ursprachen – von allen Skandaj weltweit verwendet werden. Das Gegenargument lautet, dass Alaju auch viele Wörter und Sprachelemente übernommen hat und nicht bewiesen werden kann, ob das Alaju- oder das Urwort (z. B. *chec*) zuerst existierte.

Alaju ist lediglich ein Archiv der Sprachen.

Die Befürworter dieser Ansicht verweisen darauf, dass es in Alaju nachweislich Wörter gibt, die weit über zehntausend Jahre alt sein müssen, da sie älter sind als etwa das Proto-Indogermanische. Daneben gibt es Sprachelemente und Wörter, die – wie beschrieben – aus aller Welt in Alaju Eingang fanden.

Dagegen wird eingewandt, dass es dann unklar bleibt, warum gerade diese und nicht andere Wörter erhalten blieben und warum es keine geografischen Unterschiede gibt.

Sowohl Amot Nussquammer sen. als auch Aciel Arbogast I. haben stets betont, dass die erste These nicht korrekt ist. Arbogast wies wiederholt darauf hin, dass Alaju zwar die Sprache mit den ältesten Wörtern der Welt ist, dies jedoch nicht bedeutet, dass die Skandaj diese erfunden haben. Vielmehr haben sich Sprachen, die unabhängig von Homo nienetwilensis und dem modernen Homo sapiens entstanden, über die Jahrtausende vermischt. In manchen Regionen war der Einfluss von Alaju auf die lokalen Sprachen stärker, in anderen schwächer oder gar nicht vorhanden.

Arbogast fügt hinzu, dass es zutrifft, dass die Skandaj Wörter übernahmen, wenn ihnen entweder ein eigener Begriff fehlte (wie es auch heute in allen Sprachen üblich ist) oder weil diese besser zu ihrem Wortspiel oder dem Humor der Sprache passten. Zudem erfanden sie ständig neue Wörter, die ih-

nen einfach gefielen. Wenn die Wörter gut waren, verbreiteten sie sich schnell weltweit.

Die Forschung zu Alaju hat in den letzten Jahren deutlich an Bedeutung gewonnen, und derzeit wird Arbogasts Argumentation weitestgehend akzeptiert.

Die Alaju-Wörter, die den Forschern bekannt sind, sind im Wiki www.wiki.nienetwil.ch verzeichnet (Deutsch–Alaju/Alaju–Deutsch, inklusive aller Wortursprünge, Stämme, Grammatik etc.).

Alaju wird in vier Sprachentwicklungsstufen unterteilt:

- **Proto-Alaju** > ab ca. 1,8 Mio. v. u. Z.
- **Alt-Alaju** > ab ca. 6000 v. u. Z.
- **Spät-Alaju** > ab ca. 500 v. u. Z.
- **Neu-Alaju** > ab ca. 1600 n. u. Z.

Forscher sprechen zudem von einem Proto-Alaju, das derzeit nur eine Hypothese ist und das vermutlich auch nonverbale Kommunikation und einfache Lautmalerei umfasste.

Abschliessend halten wir es für sinnvoll, in diesem Artikel vier der wichtigsten Wörter der Nienetwiler Kultur vorzustellen – vier Wörter, die die Gesellschaft recht gut widerspiegeln:

gadho = sammeln

gabe = alle Dinge (nicht-menschlich)

be = Möglichkeit

tobe = lernen

gadho

Verzeichnisnummer ALO043

gadho – Sammlung, sammeln, vereinigen (auch körperlich), zueinander bringen (vgl. engl. gathering/together), verbinden.

Moderne Wortverwandtschaften: Neuenglisch «gathering» = sammeln, Schweizerdeutsch «Gadde» = kleine Scheune/Hütte, überdachtes Gehege.

Das Sammeln gehört zu den ureigenen Eigenschaften in der Nienetwiler Kultur. Es bedeutet jedoch nicht das Anhäufen von materiellen Gütern oder Es-

sen, sondern vielmehr das Sammeln von Möglichkeiten in der Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch.

Die Interaktion zwischen Mensch/Mensch und Mensch/Nichtmensch wird in der Nienetwiler Kultur immer als eine symmetrische Handlung gesehen. Das Gegenüber wird als eine Sammlung von Potenzial, Einflüssen, denen es unterliegt, und Einflüssen, die es ausübt, sowie Geschichten angesehen. In diesem Sinne ist jede Interaktion ein Partizipieren der dem Gegenüber inwohnenden Möglichkeiten bzw. Sammlungen. Ein Hammer ist ein Hammer. Auch wenn der Hammer lediglich auf der Werkbank liegt, beeinflusst er das Leben des Menschen, dem die Werkbank gehört, selbst dann, wenn dieser den Hammer gerade nicht benötigt. Er könnte ihn aber benötigen. Dass er weiß, dass der Hammer und sein Potenzial an Möglichkeiten bereitliegen, verändert das Leben des Menschen insofern, als dass er Tätigkeiten in Betracht ziehen kann, die sich mit einem Hammer ausführen lassen. Ebenso verhält es sich mit Nagel, Brett oder Zange.

Je öfter der Mensch mit Nichtmenschen interagiert und mit ihnen arbeitet, desto größer werden die Möglichkeiten des Menschen und des Nichtmenschen, denn der Mensch lernt den Nichtmenschen immer besser kennen und weiß immer besser, mit ihm zu arbeiten.

Auch ist es so, dass wir ganz körperlich, zum Beispiel in der Tätigkeit mit Dingen, beeinflusst werden. Ebenso verhält es sich mit dem Potenzial von Menschen.

So ist es nicht erstaunlich, dass die Neugierde, etwas über sein Gegenüber kennenzulernen, in der Nienetwiler Kultur hochgeschätzt wird – denn je mehr ein Mensch über einen anderen Menschen, seine Potenziale und Möglichkeiten sowie seine Einflussphären weiß, desto größer ist das Potenzial der Sammlung und der Lieder («Lied» meint in der Nienetwiler Kultur die Art und Weise, wie ein Mensch/Nichtmensch seine Sammlung offenbart, bzw. Möglichkeiten offenlegt).

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga-* = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **th-* = um, um zu.

Vgl. indogermanisch: **g^hed^h-*, **g^hod^h-*, RB.: Pokorny 423 (608/24)

Abb. 10: *gadho*, in der Skandaj-Schrift
Ch'apis geschrieben



gabe

Verzeichnisnummer ALO210

gabe – Sammlung von Möglichkeiten, alle «Dinge»

Die Ähnlichkeit zum deutschen Wort Gabe scheint rein zufällig zu sein, denn auch wenn eine gewisse Ähnlichkeit im Verständnis zu Heideggers «Gabe» besteht, unterscheiden sich die beiden Begriffe doch deutlich. In der Nienetwiler Kultur gibt es kein Wort für Ding, und *gabe* ist niemals bloß Objekt. Es ist nicht isolierte «Sache», sondern ein Knotenpunkt von Wirkungen, Verweisen und Verbindlichkeiten.

In der Auffassung der Skandaj hat alles, was existiert, die Möglichkeit, Teil einer Sammlung zu werden, und ist also *gabe*. Damit hebt die Nienetwiler Kultur die Trennung zwischen Subjekt und Objekt auf, und in der heutigen digitalen Welt kann man daher durchaus auch zum Beispiel eine KI als *gabe* bezeichnen.

Daher macht man auch keinen Unterschied, ob etwas Pflanze, Tier, Berg oder Ambiente ist. Alles, was Teil einer Sammlung wird, hat in dieser gleichwertigen Anteil, egal ob Mensch *matu* oder *gabe*.

Der von Bruno Latour geprägte Begriff «Nicht-Mensch» kommt dem Verständnis des in der Nienetwiler Sprache verwendeten Wortes *gabe* nahe. Dinge haben bei ihm zwar Handlungsmacht (actants) und sind gleichwertig in Netzwerken, jedoch bleibt er in der Unterscheidung stets in einer politisch-sozialen Metapher. Dagegen verwenden die Skandaj den Begriff so, dass es keinen Unterschied macht, ob etwas Mensch oder Nicht-Mensch ist. Der Begriff *gabe* ist umfassender und dringt tiefer in alle Lebens- und Handlungsbereiche der Nienetwiler Kultur, da er ein Grundsätzliches und Selbstverständliches ausdrückt.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **ga*- = verbinden, sammeln, zusammenbringen; **be*- = Möglichkeit, Möglichkeit zu sein

Abb. 11: *gabe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Be

Verzeichnisnummer ALO018

be – Möglichkeit. Das, was in einer konkreten Beziehungssituation entstehen, geschehen oder bedeutsam werden kann.

In der Alltagssprache: möglich, eventuell, nicht sicher

Alles, was ist, ist eine Sammlung an Möglichkeiten. Es hat das Potenzial, zu beeinflussen oder beeinflusst zu werden.

Möglichkeit ist nicht etwas Abstraktes oder Beliebiges, und nicht das, was alles denkbar wäre, sondern das, was sich im Moment eines Zusammenspiels ergibt. Möglichkeit ist daher immer situationsgebunden – also kontextabhängig und nicht universal.

Möglichkeiten entstehen in Beziehungen, nicht in isolierten Objekten.

Alles, was man sich vorstellen kann, ist real! Möglichkeit ist das Nicht-Ausschließen von Geschehnissen, Resultaten von Handlungen oder Seinszuständen zu irgendeinem Zeitpunkt.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Wortstamm **be*- = Möglichkeit, zu sein

Abb. 12: *be*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis
geschrieben



Tobe

Verzeichnisnummer ALO166

tobe – lernen; eigentlich: im Fluss der Möglichkeiten sein

Die Möglichkeit aus der Unordnung, in der Sammlung von Möglichkeiten wählen (wie ein Kind in einer Kiste von Spielsachen). Lernen wird als ein Akt des Sammelns betrachtet. Das Sammeln von Möglichkeiten, die durch die Aneignung von Wissen und Fertigkeiten mehr werden. Es ist Selbstverwirklichung in dem Sinne, dass es allen freigestellt ist, nach ihren Fähigkeiten und Wünschen Wissen und Fertigkeiten jedweder Art zu erlangen.

Die Nienetwiler Kultur kennt kein Schul- oder Bildungssystem. Es gibt nicht Erziehung im europäischen Sinne. Da in der Nienetwiler Kultur ein weltweites Netzwerk an Kontakten besteht, können Jugendliche bei der Überprüfung ihrer Interessen und dem Erwerb von Fertigkeiten jederzeit darauf zurückgreifen.

Wortherkunft: Ur-Alaju, Zusammensetzung aus *toho* = Chaos, etwas, das seine Bestimmung noch nicht gefunden hat

Abb. 13: *tobe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis
geschrieben



2.6 Ausgrabungsbericht zum «Skandi-Stein»

Der «Skandi»-Stein der Siedlung «Nienetwil 1» aus der Grabung N1/1 – Grabungs- und Fundbericht sowie Wissenswertes über den Zweck des Steines in der Nienetwiler Kultur. Grabungsbericht von dipl. Ing. Hermann Tobler

Zum «Skandi»-Stein in der Nienetwiler Kultur: Prof. Dr. Nomis Arbogast

Die Grabungen N1/1

Die Funde aus den Altgrabungen von 1911 sowie den Prospektionen zwischen 1894 und 1946 in der näheren Umgebung von «Nienetwil 1» ließen darauf schließen, dass an dieser Stelle tatsächlich eine aufgelassene Siedlung der Nienetwiler Kultur lag. Die Prospektionen, insbesondere jener in der Mulde südsüdwestlich des eigentlichen Siedlungsplatzes, gaben ein deutliches Bild einer gut sechstausend Jahre andauernden Besiedelung des Platzes. In der kleinen Rinne im späteren Grabungsfeld D18-F3 wurden neben einer bronzenen Latène zeitlichen, welche der Pommerschen Fibel aus Mölln-Medow (Insel Rügen) ähnelte, eine Silex-Steinspitze aus der Glockenbecherzeit gefunden. Stein und Abschlagbild lassen auf Le Grand-Pressigny schließen. In derselben Rinne wurden zwei frühkaiserzeitliche römische Gold-Asse, das Fragment einer ägyptischen Glasarbeit und eine aus dem 11. Jahrhundert stammende Silbermünze gefunden.

Dieses für Nienetwiler Siedlungsplätze typische Fundbild veranlasste uns, im Frühjahr 1946 in gemeinsamer Arbeit mit Dr. Müller von der Naturforschenden Gesellschaft Luzern und Herrn Dr. Am Ryn von der «Prähistorischen Kommission» selbiger Gesellschaft eine erste kleine Grabung in den später als Feld A1-A1 bis A4-A1 bezeichneten Siedlungsabschnitten durchzuführen. Die erste Kulturschicht unterhalb des Waldbodens ließ aufgrund der Funde auf eine letzte Besiedlung im frühen 12. Jahrhundert schließen. Allerdings – und das traf auf alle Fundschichten zu – scheint es, dass die Siedlung jeweils über längere Zeit bewohnt und dann wieder für Jahrzehnte verlassen war.

Nach Beendigung dieser Sondiergrabung wurde beschlossen, dass die Grabungen im darauffolgenden Jahr wieder aufgenommen werden sollten. Dies geschah unter der Leitung von d'Acier Arbogast und wurde finanziell durch die Naturforschende Gesellschaft und Frau Patrizia Am Ryn unterstützt.

Fundsituation des «Skandi»-Steines N1/1

[neues Archivverzeichnis Museum Nienetwil, Signaturnummer: MUNI_03.01.002.0005
(Anm. Herausgeber)]

Abb. 14: Die archäologische Ausgrabungsstätte in Nienetwil 1, März 1947, mit der Lage des «Skandi»-Steins N1/1 [neuer Archivindex Museum Nienetwil, Referenznummer: MUNI_03.01.002.0005 (Anmerkung der Redaktion)]



Abb. 15: Fundzeichnung des «Skandi»-Steins aus N1/1. Der Plan befindet sich im Archiv des Museum Nienetwil, Verz.-Nr.: MU-NI_07.01.002-0004.



Am Montag, dem 28. April 1947 wurde im Grabungsquadrat B12-B4 in Schicht 8 die Oberfläche eines «Skandi»-Steines freigelegt. Schicht 8 war eine sehr dünne, auf Ablagerungen während einer Phase der Nichtbesiedlung zurückzuführende Schicht von nur wenigen Millimetern bis wenigen Zentimetern. Sie enthielt keine Funde. Eine Woche später – Schicht 8 war nun auf

der gesamten Grabungsfläche abgetragen – zeigte sich die Fundsituation wie auf Fundplan B12-B4 dargestellt. Nebst verschiedenen Keramikfragmenten, Knochenstücken und verkohlten Holzstücken lag in Ost-West-Richtung ein umgestürzter «Skandi»-Stein von ca. $32 \times 39 \times 12$ cm. In seiner Mitte war das «Skandi»-Symbol (siehe Skizze 2) eingraviert.

«Skandi»-Steine in der Nienetwiler Kultur

skandi bedeutet im Alaju, also der Sprache der Skandaj, etwas erschaffen, Kreativität, Glück, Licht und Gesang. Steine mit dem Symbol der offenen Hand (siehe Skizze 2) wurden jeweils in den Saisonsiedlungen der Skandaj aufgestellt, teils auch am Eingang. Die Nienetwiler Kultur kann als nomadisch bezeichnet werden. Feste Siedlungen wurden stets abgelehnt, da die Konsequenzen (Verteidigung des Besitzes, Gewalt, Abhängigkeit von regionalen Ressourcen usw.) als zu negativ beurteilt wurden. Die Siedlungen, meist bestehend aus vier bis maximal zehn Gebäuden, teilweise auch nur Zelten, Jurten oder ähnlichen temporären Bauten, wurden meist in den Wintermonaten aufgesucht, in manchen Gegenden für kurze Zeit auch in anderen Jahreszeiten. Die Plätze standen allen Reisenden, insbesondere aber den Skandaj zur Verfügung. Es waren Plätze, an denen Wissen und Güter ausgetauscht wurde.

Der erste bekannte «Skandi»-Stein stammt aus Tansania und wurde 1909 von meinem Vater d'Acier Arbogast in der Nähe von Mheza ergraben. Sein Alter wird aufgrund der Fundlage und Begleitfunde auf rund 54'500 vor unserer Zeitrechnung datiert. In der Zwischenzeit sind weltweit 108 dieser Steine bekannt, davon je zwei aus der Schweiz und aus Frankreich. Es ist anzunehmen, dass bereits weitaus mehr gefunden worden sind. Dies, da es in der Vergangenheit immer wieder zu Fehlinterpretationen des Symbols kam und es leider oft als «Sonnensymbol» bezeichnet wurde. Zudem stehen viele der Steine heute noch in der Landschaft und wurden einfach als Standing Stone, Schalenstein oder Ähnliches in Karten eingezeichnet, ohne dass auf das Symbol eingegangen wurde.

Es ist zu hoffen und zu erwarten, dass nach der Beendigung der Auswertungen der Grabung «Nienetwil 2» und mehrerer anderer, bisher noch nicht veröffentlichter Fund- und Grabungsberichte die Nienetwiler Forschung dadurch erneut etwas Schub bekommt.

*Abb. 16: Aufnahme des «Skandi»-Steins im Museum Nienetwil,
Verz.-Nr.: MUNI_03.01.002.0005*



2.7 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 2)

THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

KAPITEL 2 – 1928 bis 1936

Über Götter, Geister und Dämonen

Als Mädchen war ich religiös erzogen worden, doch spätestens im Hospiz, als ich all die sterbenden Soldaten um mich herum sah, verlor ich alles, was man als religiös bezeichnen könnte. Später, im Scheherazade, in den Gesprächen mit all den Wissenschaftlern (und wenigen Wissenschaftlerinnen), kam ich für mich zur Überzeugung, dass es keinen Gott geben konnte. Was für eine Bestie müsste das sein, seine eigene Schöpfung derart zu behandeln? Ganz abgesehen davon, dass mir schlicht die Beweise für eine schöpferische Kraft hinter alledem, was auf der Erde war, fehlten.

Doch wie so viele Menschen war auch ich nicht «gefeit» gegen ein gewisses Leeregefühl in mir. Lediglich wenn ich draußen in der Natur war oder nachts zu den Sternen hinaufblickte, erfüllte mich etwas, das dieses Gefühl zu dämmen vermochte.

Ich spürte, dass ich diese Leere nicht mit Wissen aus Büchern würde füllen können und dort auch keine Antworten finden würde wie bei anderen Themen. Es lag also nahe, dass ich einen fragte, der mir vielleicht einige Antworten geben könnte.

Aber als ich in Aciels Atelier an die Türe klopfte, kam ich mir albern vor. Was sollte ich ihn fragen?

Er öffnete die Tür und sah mich schmunzelnd an: «Oh, ich sehe schon, die Prinzessin hat wieder Fragen! Komm rein.» Offenbar hatte er die Mansarde etwas aufgeräumt und es sah um ein kleines bisschen gepflegter aus als beim letzten Mal. «Wie kann ich dir weiterhelfen, Miribal?», fragte er, nachdem er erst Kaffee gekocht und sich dann mit mir an den Tisch gesetzt hatte.

«Glaubt ihr?», fragte ich. «Ich meine die Skandaj, habt ihr einen Glauben? An Gott oder Götter oder sowas?»

Er lachte laut auf und schüttelte den Kopf, fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und schnaufte laut ein und aus. «Nicht so, wie du das von anderen kennst. Nein, wir haben keinen Gott und auch keine Götter, wenn du irgendwelche in Tuniken gekleidete Griechen, Römer oder andere meinst. Auch keine

Elefanten, achtermige Göttinnen oder kinderfressende Monster. Unser Denken verläuft anders. Wir fühlen uns eins mit allem, egal ob Mensch, Tier, Pflanze, Stein oder Wasser. Sie alle sind nach unserer Weltsicht uns gleichgestellte Wesen. Selbst das, was du Ambiente nennen würdest, empfinden wir als Wesen. Sehr flüchtige zwar, aber Wesen, die wir als solche wahrnehmen und behandeln. Sie bekommen manchmal Namen von uns, damit wir uns an sie erinnern können.

Aber wir beten nicht und wir kasteien uns nicht wie die Katholiken, Hindus oder Buddhisten. Wir haben auch keinen großen Jehowa und es liegt nicht in unserem Denken, an einen Himmel, ein Nirwana oder Ähnliches zu glauben. Ein Wesen, das über uns steht, kann in unserer Logik kein Platz haben, denn nach unserem Verständnis gibt es keine Hierarchie. Doch wieso fragst du, Miribal?»

«Ich weiß nicht, irgendwie habe ich in letzter Zeit oft daran gedacht. Wenn ich im Wald bin und einem Vogel zurufe «Schönes Lied!» oder einem Baum bewundernd an die Borke klopfe und ihn für seine Stattlichkeit lobe, dann spüre ich etwas in mir, das ich nicht benennen kann. Ich fühle mich verbunden, weiß aber nicht wie, und komme mir dann albern vor, wenn ich daran denke, dass mich jemand hätte sehen können. Ich glaube schon seit Jahren nicht mehr an einen Gott und verachte die Kirche für ihr scheinheiliges Getue und den Missbrauch ihrer Macht. Aber ich spüre, dass mir irgendetwas fehlt, weiß aber nicht, was. Diese Verbundenheit, die du genannt hast: Ist es möglich, dass ich das auch spüre, nicht so stark, aber dennoch? Und spricht die Welt, zu der ihr sprecht, auch zu euch?»

«Du stellst Fragen! Eure Hoheit Mme Scheherazade scheint dir zu viel Freizeit zu geben! Nun gut, Spaß beiseite. Ich weiß, was du meinst, und du bist nicht allein damit. Vielen Menschen geht es so. Manche versuchen diese Leere mit den Lehren einer Religion zu füllen, andere suchen im Okkultismus nach Erfüllung und wieder andere suchen im alten Glauben ihrer Vorfahren, der Kelten, Germanen, Römer, Ägypter oder was weiß ich noch alles. Gar die Völker Amerikas müssen dafür herhalten. Doch weil all diese Glaubenssysteme, wenn man das so nennen muss, hauptsächlich mündlich überliefert wurden, gibt es kein Buch, in dem man es einfach nachblättern kann, und die, welche es gibt, sind Schund und Scharlatanerie! Das, was du fühlst, wenn du einen Baum ansprichst oder zu Sonne sagst, «nun ist mal aber genug», wenn sie dich blendet, solches eben kommt dem, was wir fühlen, sehr nahe. Auch wir sprechen so mit der Natur. Aber wir sprechen auch so mit den Momenten. Mit den Materialien, die wir bearbeiten. Mit den Dingen, die wir nutzen, wie ein Bett zum Beispiel

oder eine Tasse. Sie sind Wesen für uns, die wir als solche respektieren. Du hast ja bereits erfahren, was eine Sammlung ist, ein *gadho*. Eben so ist das. Wir sind alle gemeinsam in einer großen Sammlung oder in einer kleineren, wenn wir in Gruppen handeln oder mit Werkstoffen arbeiten.

Wenn ein Schreiner an der Arbeit ist und wenn alles passt und stimmt, die Arbeit gut von den Händen geht, wenn er zum Holz spricht und das Holz zu ihm, das Holz ihm die Hand mit dem Hobel führt und er spürt, dass er und das Brett gerade jetzt eins sind, dann verspürt er etwas, das du als spirituell bezeichnen kannst oder du kannst sagen, dass er spürt, dass das, was er tut, Sinn macht, dass es wirkt. Viele sind ja im Glauben, dass, wenn wir uns nächstens im Wald versammeln und einer die Trommel schlägt, dies wie ein Gebet sei oder eine Huldigung an irgendeinen Gott. Aber dem ist ganz und gar nicht so. Einer spielt die Trommel, langsam erst, denn er muss warten, bis sie zu ihm spricht. Irgendwann tut sie das und sie führen ein Zwiegespräch: er mit seinem Leib, sie mit ihrem Klang, der Rauheit, Feinheit, Härte oder Weichheit ihres Fells. Es ist ein besonderer Moment für ihn, denn er spricht mit einem Wesen, das ein ganz und gar anderes Leben führt als er. Die, die dabei sind, spüren das *skandi*, das Licht und die Schaffenskraft in dem Gespräch, sie werden davon durchdrungen, hören zu und lernen. Die Trommel wiederum spürt den Tanz, die Freude, sie spricht nun mit allen und alle sprechen mit ihr und allen anderen. Dann hören die Luft und das Licht, der Boden und der Wald das Gespräch, sie beteiligen sich und so geht es hin und her und alle lernen von allen. Lange nachdem schon alle wieder zu Bett gegangen sind, sich hingelegt haben und still sind, hören sie das Gespräch noch immer nachhallen. Es ist Teil von ihnen geworden und sie können es immer und immer wieder aufnehmen und von Neuem davon lernen.

Das, meine liebe Miribal, ist unsere Art. Aber es geht auch ohne Trommel, es geht beim Kochen so, beim Malen, Weben oder Kartoffeln pflanzen. Immerzu singen und sprechen wir zu den Dingen, um sie teilhaben zu lassen und teilhaben zu dürfen. Es ist, wie gesagt, das, was wir *gadho* nennen, «die Sammlung». In einer Sammlung wird immer gemeinsam gehandelt, denn es gibt kein Handeln ohne Beziehungen, ohne andere, sei es nun ein Mensch oder nicht, spielt keine Rolle. Ein Hobel oder Webstuhl beeinflusst mich durch seine Art ebenso wie ich ihn durch die Arbeit mit ihm beeinflusse und verändere. Ich meine das ganz real, zum Beispiel verändert er mich in dem ich dazulerne und ich ihn durch Abnutzung.

Ein Beispiel: Eine Schreinerin, ihre Werkzeuge und das Werkstück bilden eine Sammlung. Sie alle sind gleichberechtigt in der Sammlung und beeinflus-

sen einander in ihrem Tun. Der Prozess ihres gemeinsamen Handelns und die zwischen ihnen fließenden Informationen, SIND die Sammlung, sind *gadho*. Die Schreinerin tritt über den Hobel mit dem Holz in Beziehung. Alle bieten ihre Möglichkeiten an das Handeln des anderen zu verändern, und alle reflektieren und beantworten deren Angebot an Möglichkeiten, passen ihr Handeln an und schaffen so gemeinsam Sinn. Und wenn du spürst, dass etwas Sinn macht, dann, ja dann kann man das auch eine spirituelle Erfahrung nennen.

Manche Völker entwickeln Riten, um das spüren zu können. Wir denken, dass ein gegenwärtiger Moment nur ein Konstrukt ist, er existiert nicht wirklich. Ein Wimpernschlag, und schon ist der nächste da. Einer, der vorher noch Zukunft war, und die Gegenwart ist schon Vergangenheit. Was sollte es da bringen, Momente wieder aufleben zu lassen? Wir können uns daran erinnern, von ihnen lernen, sie weitertragen, aber wir können sie nicht wiederholen. Und deshalb haben wir auch keine Riten. Wir leben in dem, was wir *aiiu* nennen. Ewigkeit, oder etwas sich andauernd Veränderndes, nie etwas Festes, nie etwas, worauf man sich verlassen kann. Es muss befragt werden, und wer Antworten will, muss respektvoll fragen, damit er diese bekommt. Also sprechen wir mit den Menschen und den Nichtmenschen respektvoll, ganz so, wie wir wollen, dass man mit uns spricht. Verstehst du das, Prinzessin?»

Noch bevor ich ihm antwortete, langte er über den Tisch zu einer Flasche Rotwein, goss sich ein Wasserglas davon ein und trank es in einem Zug leer.

Mir dröhnte der Kopf von all den Gedanken. Er hatte so schnell und fahrig geredet, so impulsiv, dass ich fast mehr auf das Wie als auf das Was geachtet hatte. Also ließ ich mir einige Sekunden Zeit, um nachzudenken, bevor ich antwortete: «Ich weiß nicht, vielleicht habe ich es verstanden. Es scheint mir so einfach zu sein!» «Es ist einfach.» «Aber wie kann man sicher sein, dass man richtig mit den Dingen redet? Wie kann man sicher sein, sie richtig zu verstehen?»

«Wieso richtig? Es gibt kein richtig oder falsch beim Verstehen. Es geht hier nicht um den Beweis einer mathematischen Gleichung. Es geht um Respekt, um *gadho*, um das Zusammenwirken von und um mit ihnen. Jede Interaktion mit etwas ist *gadho*, denn *gadho* ist Beziehung und wenn du ein Glas in die Hand nimmst, oder ein Buch, werdet ihr schon kurz danach nicht mehr dieselben sein. Richtig oder falsch, was ist das schon? Es sind Betrachtungen verschiedener Augen. Für uns ist es nur wichtig, dass wir wenigstens versuchen, alles zum Besten zu verbinden.»

Als ich wieder im Scheherazade war, bat ich Ophelia darum, mich noch eine Stunde hinlegen zu dürfen. Ich schlief sofort ein und träumte die allerwil-

desten Dinge. Drei Stunden später kam ich von meinem Zimmer runter und es war schon acht oder neun Uhr und überall waren die Salons voller Menschen. Als Ophelia mich sah, schüttelte sie den Kopf und lächelte. Ich konnte das «tztz», das sie dachte, förmlich hören. Als ich in den Blauen Salon sah, saß dort Aciel mit dem halben Vorstand der Kommunistischen Partei, einigen Literaten und Künstlern und einem halben Dutzend Damen und sang Seemannslieder. Er winkte mir zu, doch ich hatte genug Arbogast gehabt für diesen Tag.

Ein kleines Abenteuer

Im Frühsommer 1929 erlaubte mir Ophelia, mit Arbogast, dem Schweizer Archäologen Dr. Mathis, dem französischen Archäologen Dr. Lautrac und dessen als Anthropologin tätigen Frau Caroll ein kleines Abenteuer zu unternehmen. In Besançon hatte ein Trödel- und Antikenhändler Aciel ein Objekt verkauft, das diesen in helle Aufregung versetzte. Er war einen Monat lang unterwegs, bis er den Bauern fand, der das Objekt beim Pflügen gefunden hatte. Der hatte gedacht, dass es von den Galliern stamme, was in der Gegend ab und zu vorkam, und wollte es an den Meistbietenden verkaufen. Stattdessen hatte er es dann einem Bekannten in Kommission gegeben und dieser hatte es irgendwann dem Händler verkauft.

Bei dem Objekt handelt es sich um einen Stein, der auf einer Seite eine stilisierte Hand zeigt, auf der anderen irgendwelche Kreise. Weil er so schwer war, hatte Aciel ihn in Besançon einlagern lassen. Und nun waren wir unterwegs, um den Ort zu besuchen, wo der Stein gefunden worden war. Der befand sich westlich von Pontarlier, auf einer kleinen Hochebene bei Les Alliés, direkt an der Schweizer Grenze, wo wir nach unserer Ankunft in einer kleinen Herberge unsere Zimmer bezogen.

Am nächsten Tag machten wir uns alle auf, um den Bauern zu suchen. Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, aber ich glaube, er hieß Cordier.

Wir fanden den Mann bei seinem Feld, das inzwischen bestellt war und auf dem irgendein Korn wuchs.

Mr. Lautrac streckte ihm etwas Geld hin, worauf der Bauer uns zum Feld führte. «Da, am oberen Rand des Felds, gleich unterhalb vom Wald, habe ich den Stein gefunden», sagte er und erlaubte, dass wir uns im Wald umsahen. Wir machten uns daran, den Hügel zu besteigen. Er war mit Eichen, Ahornbäumen und Buchen bewachsen. Oben angekommen, fiel er in eine Senke von etwa vierhundert Metern Länge und hundertfünfzig Metern Breite ab. Meine Begleiter und Mme Lautrac waren ganz aus dem Häuschen vor Aufregung. «Wir teilen uns auf», meinte Herr Lautrac, und so zogen wir gemeinsam in

etwa zehn Metern Abstand durch den Wald. Aciel und ich blieben zusammen, da ich selber ja nicht einen Schimmer gehabt hätte, wonach ich eigentlich Ausschau halten sollte. Wir waren noch nicht an der tiefsten Stelle der Senke angekommen, da rief Herr Mathis uns zu sich und zeigte auf eine kleine Erhebung. «Was könnte das sein, ein Hünengrab aus der Bronzezeit oder ein späterer Eingriff?»

Aciel ging in die Knie, sodass ich schon dachte, er hätte nun doch mit dem Beten angefangen. Doch dann begann er zu summen. Auf allen Vieren kroch er nun über den Boden, wischte mit den Händen unter dem Laub von einer zur anderen Seite und schien uns völlig vergessen zu haben. «Was zum Henker tun Sie da, Arbogast!», rief Lautrac aus, doch Aciel ignorierte ihn. Nachdem wir ihm um die kleine Erhebung und etwas weiter davon entfernt gefolgt waren, stand er plötzlich auf. Er war über und über mit Blättern, Dreck und Moos verdreckt und sah aus wie ein verrückt gewordener Waldschrat. «Miri-bal, Prinzessin der Sprachen. Sei so gut und komm einmal her zu mir.» Das tat ich und blieb vor ihm stehen. «Ich möchte, dass du mit mir singst. Machst du das?» «Ich kann nicht singen!» «Doch, doch, das kannst du, hilf mir zu singen. Wir werden ein kleines Liedchen summen, das ich noch von früher kenne. Und ihr», rief er zum Rest der Gruppe, «ihr dürft gerne mitsingen!» «Arbogast, Sie verrückter Hund, ich bin nicht zum Singen hier», rief Mathis aus. «Ach komm schon, Karl, jeder kann singen, und die zehn Minuten wirst du wohl erübrigen können.» Also stellten wir uns alle oben auf die kleine Erhebung und Aciel summte sein Lied, das wir, so gut es ging, mitsummten. Es dauerte nicht lange und die einfache Melodie kam uns so einfach von der Kehle, als hätten wir sie schon unser Leben lang gekannt. Wir sangen und sahen den Wald an und den Boden und uns gegenseitig und dann wieder den Wald. «Ich werd' verrückt, Arbogast. Da ist es!» «Ja, da ist es. Wunderbar, nicht wahr?» Er lachte und sprang mit federleichten Schritten über den Waldboden zu einer hinter den Bäumen kaum noch zu sehenden Stelle. «Manchmal ist singen einfach das Beste», schmunzelte er mich an, als ich bei ihm eintraf. Trotz seiner achtundfünfzig Jahre sah er gerade aus wie achtzehn.

Er nahm seinen Rucksack von der Schulter und band den kleinen Schanzspaten los, den er daran festgebunden hatte. Vorsichtig fing er an zu graben, doch er hatte kaum das Laub weggefeht und die oberste Erddecke angehoben, als ein großer Stein zum Vorschein kam. Er warf den Spaten beiseite und reinigte ihn mit den Händen weiter, bis auf seiner Oberfläche fünf kleine Schalen von vielleicht sechs Zentimetern Durchmesser und zwei Zentimetern Tiefe auftauchten. Unterhalb der halbkreisförmig angelegten Schalen war ein Kreis

mit einem Punkt in der Mitte zu sehen. «Ein Skandi-Stein!», rief er fröhlich aus und tanzte auf dem Laubboden umher wie Rumpelstilzchen. «Was ist das?», fragte ich. «Das, Miribal, das ist ein «Skandi-Stein». Er zeigt mir, dass hier einst ein Winterlager der Skandaj gestanden haben muss. Leider würden nur aufwendige Grabungen uns zeigen, wann das gewesen sei. In unserer Sprache bedeutet Skandi-Stein etwa so viel wie Ortsstein. Er war der Mittelpunkt eines jeden Winterlagers.»

Die drei anderen sahen einander vielsagend an und nickten. «Also stimmt es doch, das mit der Nienetwiler Kultur», sagten Lautrac und Mathis fast zur selben Zeit. «Ihr habt daran gezweifelt?» «Hätten Sie nicht?», fragte Mathis. Aciel lachte und schob die Erdstücke und Laub wieder über den Stein. «Niemand hätte ich an mir gezweifelt, niemals!», lachte er und schnallte seinen Schanzspaten wieder an den Rucksack.

«Irgendwann, wenn wir das Geld beisammen haben und die Regierung einwilligt, werden wir hier graben. Es wird ein Meilenstein in der Archäologiegeschichte werden, das verspreche ich euch!» Und ohne ein weiteres Wort zu sagen, drehte er sich um und trat den Rückweg an.

Leider fügten sich die Dinge nicht so, wie Aciel es wollte. Die Regierung verweigerte ihm die Grabung und selbst seine Freunde konnten nichts ausrichten. Dann kam der Zweite Weltkrieg und danach war es noch schwieriger, eine Genehmigung zu bekommen. Der Ort liegt heute noch unerforscht im Wald bei Les Alliés.

Aciel verriet mir jedoch, dass er in den Jahren danach ab und zu heimlich kleine Grabungen durchgeführt hat. Viel habe er nicht tun können, da die Siedlung selber gute zwei Meter unter dem Boden liege, räumte er ein. Aber er fand dort, wo sie im Krieg Wege durch den Wald angelegt hatten, verschiedene kleine Gegenstände aus der Siedlung.

Den großen Stein, den er in Besançon gekauft und eingelagert hatte, holte er sich einige Wochen später ab und ließ ihn irgendwo in die Schweiz schicken. Ich habe ihn selber nie gesehen.

(Der Stein wird heute im Museum Nienetwil eingelagert [Anm. der Redaktion].)

Die Jahre

Ich will nicht jede Belanglosigkeit und jeden Tagebucheintrag veröffentlichen. Das Buch soll auf etwas hinführen – und ich merke gerade, auf was – nämlich auf das Thema Nienetwil. Nienetwil, das mich mein ganzes Leben lang

beschäftigt hat. Erst durch d'Aciei Arbogast, später durch meinen Mann Amot und noch später durch unseren Sohn Amot jun.

Und so geht es denn in diesem Buch weniger um mich als eher darum, wie sich um mich herum die Nienetwiler Forschung verdichtet hat – ja das ganze Thema überall plötzlich auftauchte. Archäologen tuschelten darüber und Anthropologen, Okkultisten und Ethnologen, Religionsforscher und gar Psychologen und Künstler. Meine Befassung mit Sprachen profitierte von Nienetwil, oder jedenfalls von dem, was mir Aciei darüber erzählte, ebenso wie einige Künstler, nicht zuletzt Salvador Dalí, auch wenn er das immer abstreiten würde. Aber wie gesagt, ich muss hier nicht alles ausbreiten. Belassen wir es dabei, dass ich die nächsten vier Jahre zusammenfasse.

Aciei war wieder auf Reisen gegangen und sein Atelier lag verlassen. Das Scheherazade florierte. Nicht mehr wie auch schon, denn im Herbst 1929 krachte ein Kartenhaus voller Träume über der Welt zusammen. In den USA «Schwarzer Donnerstag» genannt, war der 29. Oktober der Beginn der Weltwirtschaftskrise. In Frankreich riefen wir «Merde» und «Mon Dieu», machten uns auf das Schlimmste gefasst, kauften uns Rotwein, Trockenwurst und ein Baguette, feierten und machten einfach weiter so gut es ging.

Doch auch wenn sich danach das Publikum im Scheherazade zu ändern begann, es war immer noch die einzige Welt, die ich kannte und mir vorstellen konnte.

1932 ging es wieder aufwärts. Ich war gerade dreißig Jahre alt geworden. Es gab keinen Mann an meiner Seite und meine Familie waren Ophelia, Aciei und ein gutes Dutzend Stammgäste sowie einige «Damen», mit denen ich mich gut verstand. Obwohl, oder vielleicht gerade weil das Thema Sex im Scheherazade allgegenwärtig war, verspürte ich kaum Verlangen danach. Das Leben war schon aufregend genug und die Männer kamen und gingen – mit Ausnahme von Aciei, den ich zwar nicht begehrte, aber ganz sicher liebte.

In Italien regierte der Faschist Mussolini, in Deutschland versuchte ein Nationalsozialist namens Hitler an die Macht zu kommen, und auch in Frankreich versuchten die Faschisten, gestärkt durch die Wirtschaftskrise, an Macht zu gewinnen. Ophelia wurde auf deren «Schwarze Liste» gesetzt, weil bei uns selbstverständlich auch Juden verkehrten.

Aciei war seit zwei Jahren nicht mehr in Paris gewesen, schickte mir aber ab und zu Karten oder einen kleinen Brief. Einen sogar in *alaju* und in *chapis*, der Schrift der Skandaj geschrieben. Ich kann ihn leider nicht mehr finden, sonst würde ich ihn hier abdrucken lassen. Ich war sehr traurig, dass er nicht an meiner Geburtstagsparty kam, denn er hat uns allen gefehlt. Trotz alledem

war es ein Fest, wie es selbst im Scheherazade nur selten gefeiert wird, und es wurde nur durch das Fest 1920 übertroffen, als Ophelia sechzig wurde.

Als wir an Silvester die Korken knallen ließen, dachten wir alle zurück und voraus und waren voller Hoffnung, dass die Welt nun besser würde.

Leider wurde sie das nicht. Keine zehn Tage nach meinem einunddreißigsten Geburtstag ergriff Hitler in Deutschland die Macht. Weitere zehn Tage später stand Aciel wieder vor mir. Er lächelte mich müde an und sagte: «Miribal, ich gratuliere dir zum Geburtstag! Es tut mir leid, dass ich nicht mehr Zeit habe, aber es ist jemand bei mir, der mit dir sprechen will.» Er winkte nach hinten zu einem älteren Herrn, der mir vage bekannt vorkam. «Erinnerst du dich an Mr. Keith?»

Der Engländer kam etwas schüchtern auf mich zu, trug in der einen Hand eine schwarze Ledermappe und in der anderen einen etwas zerzausten Blumenstrauß. «Mademoiselle Ciséan, Mr. Arbogast hat mir mitgeteilt, dass Sie Geburtstag hätten.» Sagte es und streckte mir die Blumen entgegen. Da sein Französisch nicht wirklich gekonnt klang, erwiderte ich auf Englisch: «Herzlichen Dank, Mr. Keith, ich hoffe, Ihre Sanskrit-Studien machen Fortschritte?» «Oh, danke, ja. Obwohl ich wegen meines Amtes als Professor in den Rechtswissenschaften kaum dazu komme. Gibt es hier einen Ort, an dem wir ungestört sprechen können?» So nervös, wie er sich umsah, dachte ich, es sei das Beste, wenn wir in den Salon Royale, also das abgeschiedene Zimmer im Keller, gingen.

Er kam ohne Umschweife zum Thema: «Sie wissen vielleicht, dass es in Europa langsam wieder Wirrungen gibt. Wir machen uns Sorgen wegen Hitler, Mussolini und Franco. Nicht unbedingt hier, aber die Kolonien könnten davon betroffen sein, und das macht uns Sorge, denn es könnte Einfluss auf den Welthandel haben. Sollte sich Deutschland unter Hitler tatsächlich entschließen, sich auf einen neuen Krieg vorzubereiten, dann möchten wir gewappnet sein. Wir sind deshalb dabei, in allen Städten Europas ein Netz von Informanten aufzubauen. Daher möchten wir Sie anfragen, ob Sie bereit wären, für uns, nun ja, die Ohren offenzuhalten. Da Mr. Arbogast uns beim letzten Mal von Ihren Sprachkenntnissen berichtet hatte, wären Sie geradezu prädestiniert, alle möglichen Informationen zusammenzutragen und an uns weiterzugeben.»

«Eine Spionin also? Arbogast!»

«Es tut mir leid, Miribal, aber er hat recht. Du verstehst jede Sprache, die im Scheherazade gesprochen wird, und das sind nun wirklich nicht wenige. Hier gehen Diplomaten, Wirtschaftsleute und andere ein und aus. Und sie kennen dich alle als einen offenen und großzügigen Menschen.»

«Aber die Nationalsozialisten und die Nationalisten von Valois kommen nicht mehr her. Sie haben uns gar auf die schwarze Liste gesetzt.»

«Ach, das macht nichts, sobald sie sich mächtig genug fühlen, werden sie wieder herkommen, und selbst wenn nicht – sie werden mit anderen reden und die werden hier wieder mit anderen reden.»

«Aber ist das nicht gefährlich?»

«Im Moment noch nicht, Mademoiselle Ciséan. Aber wir analysieren die Situation, und wenn sie sich ändern sollte, dürfen Sie gerne wieder aussteigen.»

Nun war ich also auch noch Spionin geworden. Na sowas!, habe ich mir damals gesagt und tat, was ich immer tue: eins ums andere nehmen und tun, was getan werden muss. Wie eine waschechte Französin halt.

Ursprung der Sprache

Aciel war nun öfters in Paris – da die Schweiz ihm im Moment «zu abgeschotet» sei, um sich wissenschaftlich auszutauschen, und der Wein hier besser sei, wie er sagte. Ich selber arbeitete weiter im Scheherazade als Ophelias Stellvertreterin. Sie war inzwischen dreiundsiebzig und oft müde. Auch hatte sie nicht mehr so viel Freude am Rummel und nahm sich immer öfter Zeit für sich. Inzwischen nannten mich fast alle «Dauphine Scheherazade».

Und ja, ich arbeitete tatsächlich als Informantin für den Britischen Geheimdienst. Wegen der momentanen politischen Lage bei der französischen Regierung wollten die Briten nicht mit denen zusammenarbeiten, da, wie Keith meinte, sie dann «ihre Leute» gefährden würden.

Allerdings gab es kaum etwas zu tun für mich. Das Publikum hatte sich so stark verändert, dass von dem alten nur noch wenige da waren. Da aber sowieso die meisten von ihnen Linke gewesen waren, hätte da auch nicht mehr rausgeschaut.

Aciel war also wieder in Paris. Er schrieb nun oft seinem Freund Nussquammer, einem Deutschen, den er schon viele Jahre kannte und mit dem zusammen er an der Nienetwiler Kultur forschte. Auch mit Keith pflegte er regen Austausch. Dieser kam alle paar Wochen her und sie arbeiteten an einem gemeinsamen Projekt. Eines Tages kam Aciel zu mir und fragte mich, ob ich Interesse hätte, ihm und Keith bei ihrem Projekt zu helfen. Meine Sprachkenntnisse und mein Einfühlungsvermögen würden ihnen gute Dienste leisten können. Ich fühlte mich natürlich geschmeichelt und wir drei trafen uns bei Aciel im Atelier.

Die Unordnung war wieder zurückgekehrt und hatte nun ganz und gar von dem Raum Besitz ergriffen. Überall lagen Papiere und Bücher und Notizzettel. «Oh du meine Güte!», rief ich aus, als ich reinkam und das Chaos sah. «Hast du hier Affen?» Aciel lachte und meinte, das nicht, auch wenn das ganz sicher keine schlechte Idee wäre. Wir kämpften uns wie die Soldaten der *Légion étrangère* durch den Dschungel bis zu seinem Esstisch vor, wo Arbogast fast zum Ver zweifeln stoisch die Tischplatte freiräumte.

«Wir arbeiten daran, herauszufinden, was von der Nienetwiler Sprache, dem Alaju, in andere Sprachen übergegangen ist und wo das Umgekehrte der Fall ist», begann Keith zu erklären. «Da ich mich seit drei Jahrzehnten mit den Veden und dem Sanskrit beschäftige, bat mich Aciel, dass ich diesen Teil übernehmen soll.»

«Und wie kann ich Ihnen da helfen?» «Wir haben hier die Standardwerke des Sanskrit», sagte Keith, «zu denen ich, wie ich in aller Bescheidenheit sagen darf, teilweise auch meinen Beitrag geleistet habe. Wir haben zudem alle Wörter, die aus dem indogermanischen Sprachstamm bekannt sind, aufgelistet. Zudem haben wir nicht weniger als sechzig Bücher zu anderen Sprachen der Welt zusammengetragen. Es wäre nun an Ihnen, die Sie so viele andere Sprachen kennen, nach Ähnlichkeiten zu suchen. Man kann aber natürlich nicht über eine reine Ähnlichkeit eines Wortes Ab- oder Herleitungen machen, sondern muss die einzelnen Wörter nach ihrem Wortstamm untersuchen, nach Verwandtschaften und so weiter. Wir haben auch Tabellen mit den Lautverschiebungen in den verschiedenen Sprachen angefertigt, soweit wir das in Erfahrung bringen konnten.»

«Wenn das getan ist», warf Aciel ein, «dann werde ich die fertige Liste durchgehen und nach Übereinstimmungen mit dem Alaju suchen. Und wer weiß, vielleicht wirst du mir auch dabei helfen können.» Er lächelte mich unschuldig an, aber ich wusste natürlich ganz genau, dass das nur das Lockmittel war. Er hatte mich natürlich in der Hand, aber so einfach wollte ich es ihm auch wieder nicht machen. «In Ordnung, ich helfe euch, so gut ich das neben meiner Arbeit im Scheherazade kann, aber – und darauf bestehe ich – ich darf mir so viele Notizen machen, wie ich will, und wenn ich hier arbeiten muss, müssen Sie dafür etwas Ordnung schaffen!»

Da Keith noch am selben Tag abreisen musste, trafen Aciel und ich uns am nächsten Tag wieder bei ihm. Die Regierung hatte dem Scheherazade ein Verbot auferlegt, das uns den Betrieb am Sonntag, mit Ausnahme des Cafés, verbot. Also hatte ich quasi frei und konnte helfen.

Das Atelier war fast aufgeräumt. An einer Wand stapelten sich nun auf die Seite gelegte Kisten, in denen die Bücher standen, und an einer anderen Wand hat er dasselbe mit seinen Papieren gemacht. Es musste die ganze Nacht gedauert haben, hier Ordnung zu schaffen. «Hier, Miribal, ich habe dir sogar einen eigenen Schreibtisch besorgt.»

Schreibtisch war ein etwas großes Wort für dieses von Holzwürmern zerfressene Relikt aus dem letzten Jahrhundert. Damals hat es wohl einer nicht allzu gut betuchten Dame als Schminktisch gedient. Ich nahm davor Platz, Aciel legte mir einen Stapel Papiere vor und ich tauchte ein in eine der ältesten bekannten Sprachen der Welt.

Mein erster Arbeitstag dauerte vierzehn Stunden, und als ich fertig war, hatte ich gerade einmal um die dreihundert Wörter beisammen. Ich war müde und enttäuscht und vor allem frustriert, denn ich hatte mir kaum Notizen machen können.

Als ich später im Bett lag, dachte ich über all die Wörter nach und darüber, was mir Aciel über das Alaju erzählt hatte. Wenn diese Sprache wirklich, wie er glaubte, älter war als die indogermanischen Sprachen, dann wäre meine Arbeit völlig nutzlos, denn es fände sich dann ja in jeder Sprache auch ein Teil des Alaju.

War es aber so, dass das Alaju einfach eine weitere Sprache war, dann würde sich meine Aufgabe darauf beschränken, im Alaju Wörter aus anderen Sprachen zu finden. Das konnte ich aber nicht, da ich nicht Alaju sprach.

Mir schien da irgendwie der Wurm drin zu sein und ich wollte Aciel darauf ansprechen.

Ich kam erst vier Tage später dazu.

«Ja, da hast du natürlich recht, Miribal. Da müsstest du doch tatsächlich Alaju sprechen lernen. Nun gut, fangen wir an!»

Er hob die Hand und streckte alle Finger voneinander. «Du kennst das Symbol?»

«Ich habe es auf dem Stein in Les Alliés gesehen.»

«Genau, es heisst *skandi*, also «Hand» oder «etwas erschaffen». Es ist das Zeichen, das wir zur Begrüßung machen.» Er legte die Hand mit gespreizten Fingern vor seine Brust. «*ey*, also «ich», oder «ich Mensch».» Er machte eine Faust und hielt sie sich vor die Brust. «*gabe*, also «das Nichtmensch», es umfasst alles, mit dem ich als Mensch interagieren kann. Also alles außer Menschen.»

Es ist schwierig, ja fast unmöglich, all die Handzeichen zu beschreiben, die er mir an dem Tag zeigte. Ich versuchte mir so viel wie möglich zu merken, doch schon bald war ich dazu nicht mehr imstande.

«Das ist mein Fehler, Miribal. Das nächste Mal werden wir es singen, dann wirst du es dir leichter merken können.»

«Wozu sind die Handzeichen gut?»

«Es ist, so denken wir jedenfalls und so überliefern wir es seit Jahrtausenden, unsere Ursprache. Sie war schon vor der Zunge wichtig und ist bis heute ein wichtiger Teil des Alaju geblieben. Im Sanskrit, das du ja nun ein wenig kennengelernt hast, heißen die Handzeichen «Mudra», was übersetzt «das, was Freude gibt» bedeutet. Die Zeichen sind unterschiedlich, je nachdem, welchem Zweck sie dienen. In vielen Ländern und fast allen Kulturen werden Handzeichen verwendet. Interessanterweise haben sie auch oft dieselbe Bedeutung. Ich will mich hier aber nicht den Esoterikern anschließen, die manchmal bei dir im Blauen Salon diskutieren. Meiner Meinung nach machen die ein zu großes Gewese darum. *Kiuskand*, so heißen bei uns die Handzeichen, dienen einfach der Kommunikation, da ist nichts Esoterisches dran.»

Leider musste er am nächsten Tag zu einem Treffen nach Berlin reisen und würde für drei oder vier Wochen weg sein. Er gab mir den Zweitschlüssel für seine Wohnung mit den Worten: «Wann immer du Lust und Zeit hast, Miribal.»

Natürlich hatte ich.

AcieIs Vortrag an der Sorbonne

Es war am 14. Oktober 1934, als Aciel von einem Wissenschaftler namens Bachelard an ein öffentliches Kolloquium eingeladen wurde, bei dem er einen Vortrag über Nienetwil halten sollte. Ich entschuldige mich, denn ich kann mich nicht mehr an alles erinnern und mein Tagebuch gibt nur Auskunft darüber, dass ich glücklich war, ihn begleiten zu dürfen. Was ich aber noch weiß, ist, dass verschiedene Ethnologen und Religionswissenschaftler, aber auch eine große Zahl von Politikern und Wirtschaftsleuten, die ganze Pariser Bourgeoisie eben, in der großen Aula der Sorbonne saßen. Seine im Folgenden abgedruckte Rede verdanke ich einer sehr netten jungen Dame, die für die «Presses Universitaires de France» arbeitete und mir die Abschrift freundlicherweise einige Tage später zukommen ließ.

Aciel war etwas nervös. Vor seinem eigenen waren zwei Stunden Vorträge: einer über ethische Fragen beim Sezieren eines getrockneten «Negerkopfes», der als Totem in einem Dorf mitgenommen wurde, und einer über die Schwierigkeiten, das Stammesverhalten und die religiösen Bräuche bei den nordamerikanischen Indianern beobachten zu können, weil die doch schon fast alle christianisiert seien. Das müsse zwar positiv bewertet werden, da sie ja

auch alle systematisch zivilisiert würden, aber es erschwere eben die Grundlagenforschung. Ich weiß, dass mir bei den Ausführungen dieses Herrn fast die Luft wegblieb und mir Aciel die Hand drückte, entweder um mich zu beruhigen oder sich an mir zu halten, weil er selbst sonst in die Luft gehen würde. Als Aciel dann endlich an der Reihe war, stand er von seinem Platz neben mir auf, drückte mir seine Papiere in die Hand und ging zum Rednerpult.

Ich konnte seinem Gesichtsausdruck entnehmen, dass es nun wohl ein Donnerwetter geben würde, und raffte sicherheitshalber seinen und meinen Mantel zusammen, damit wir, falls nötig, den Ort fluchtartig verlassen könnten.

«Sehr geehrte Anwesende, werter Vorredner. Mein Vortrag kann nicht in derselben Weise erfolgen wie die vorhergehenden. Denn ich spreche über Nienetwil.

Die Schwierigkeit der Nienetwiler-Forschung besteht nicht so sehr darin – auch wenn es ein schwieriges Unterfangen ist –, Beweisobjekte dieser Kultur zu finden, sondern vielmehr darin, dass wir als «moderne», westliche Menschen, die durch die Denkstrukturen der letzten zweieinhalbtausend Jahre behindert werden, das Handeln, die Handlungsprinzipien und das Zugrundeliegende des Nienetwiler Handelns nicht verstehen.

Der westliche Mensch nimmt seinen Verstand viel zu wichtig. Das ist den Griechen und der Aufklärung geschuldet, die mit ihren Denkschulen wesentlich dazu beitrugen, dass heute nur naturwissenschaftliche Denk- und Beweisnormen akzeptiert sind. Das andere Übel sind die, welche dieses Denkmuster zwar zu durchbrechen versuchen, sich aber in wilden esoterischen Phantasien, in ebenfalls westlich geprägten philosophischen Denkgebilden verlieren, die den Geist nicht weniger vernebeln. Dazu kommt ein derart abscheulicher Dünkel, ja Wahn, dass die weiße Rasse allen überlegen sei und einzig in der Lage sei, zu denken.

Die Wissenschaft geht noch zu einem Großteil davon aus, dass die Welt funktioniert wie meine Remington-Schreibmaschine. Viele kleine Einzelteile, die alle einzeln für sich untersucht und beschrieben werden können und die in ihrer Gesamtheit eben eine Schreibmaschine ergeben. Der Mensch untersucht und agiert und die Maschine reagiert nach seinen Vorstellungen. Er schreibt «Ende» und so steht es auf dem Blatt.

Aber so funktioniert die Welt nicht. Die Schreibmaschine spricht in Wahrheit zu uns, sie schreibt nicht nur «Ende», sondern jeder Buchstabe hat ein Eigenleben, das wir berücksichtigen müssen. Jedes Einzelteilchen ist nicht nur für sich zu verstehen, sondern in seiner Beziehung zu den anderen Teilen und

zum Menschen. Und der Mensch agiert nicht nur nach seinem Denken, sondern auch nach seinem Fühlen und seinem Gespür für die Interaktion mit dem Anderen, und letztlich sind es seine Hände, seine Finger, die diese Interaktion vollführen.

Es gibt keinen Grund zu glauben, dass die Intelligenz des Menschen beim Gehirn aufhört. Vielmehr glaube ich, dass unsere Hände eine Brücke sind, um uns mit den Dingen zu verbinden.

Ich meine das nicht esoterisch, sondern ganz physisch, ganz real. Wer behauptet, dass ich mich nicht eins fühle mit den Dingen, dass sie bei meinem Denken, Handeln, Fühlen, ja bei meinem Sein nicht Teil sind von mir und ich von ihnen, hat das System des *skandi*, des schöpferischen Aktes, nicht verstanden.

Denn wenn ich erschaffe, erschaffe ich nicht allein. Es ist nicht einzig mein Handeln, es ist das Handeln mit Partnern, mit Freunden – seien es nun Menschen oder Nichtmenschen –, es ist ein gemeinsames Singen, das ein Lied ergibt, das uns gemeinsam erfasst.

In der Nienetwiler Kultur, die einen anderen kulturellen Weg eingeschlagen hat als fast alle anderen Kulturen der Welt, war und ist man der festen Überzeugung, denn es entspricht unserer täglichen Erfahrung, dass erst durch die Zusammenkunft aller an einer Handlung diese zu einer schöpferischen wird, zu einer die etwas sinnvolles erschafft. Die Tat eines Einzelnen ist nur eine Aktion, ein Handeln ins Leere, das dies oder jenes zu verändern mag, so wie die Kugel aus einer Pistole etwas beeinflusst, ohne dass ich es berühre, aber es gibt kein Zwiegespräch, kein gegenseitiges Lernen und Beeinflussen, keine weiterführende Erkenntnis und kein Mehrn des Seins. Es sind meine Hände, die den Kontakt herstellen, meine geistigen und physischen Finger, die sich mit dem Material verbinden und mich zu einem schöpferischen Akt bringen können.

Und die Gedanken? Die Gedanken sind einsame Gesellen in der Nacht. Sie irren umher, versuchen, hier und da Halt zu finden, ein Licht zu sehen, doch sie sind und bleiben einsam. Erst die Interaktion und das bewusste Erfahren machen aus einem Gedanken ein Wesen, das sich schöpferisch betätigen kann, sich verbindet und fähig wird, sich auszudrücken.

Ihr habt euch durch eure Denkwänge, eure Denkschulen, euer Sollen müssen von diesem Weg abgewandt. Ihr habt euch mit der Gesellschaft als einer sich unterordnenden Gruppe identifiziert. Sich einem Gott oder mehreren Göttern untergeordnet, einem König untergeordnet, einem Herrn

untergeordnet, euch einer Lehre und letztlich einer Leere untergeordnet, und singt der Demut, dem Sich-Beugen vor diesen Dingen ein Hohelied.

Ihr blockiert euch selbst und werdet nicht gewahr, dass gleich neben euch das Leben liegt. Ein Leben, das über euer Denken im Kopf hinausgeht, weil es ein Denken auch außerhalb des Körpers ist, ein Leben, das durchdrungen ist von Singen und schöpferischem Handeln.

Ihr seid ein wahrhaft bedauernswertes Volk!

Es muss euch endlich bewusst werden, dass die Dinge uns ebenso formen wie wir sie. Diesem Umstand ist Rechnung zu tragen und den Dingen Respekt zu zollen. Ihr häuft Dinge an, als ob es das wäre, worum es im Leben geht, doch ihr habt keine Beziehung zu den Dingen. Sie sind für euch schön, wertvoll, nützlich oder ihr seid zu faul, sie wegzuräumen. Ihr erschafft nichts mit ihnen, und das wollt ihr auch nicht. Im Gegenteil, ihr blickt mit Verachtung auf die herab, die schöpferisch sind, auf die Frauen und Männer, die Dinge erschaffen. Stühle, Stickereien, Keramiken oder Kunst kauft ihr und stellt sie euch in eure Villen und Wohnungen, aber die, die sie erschaffen – und jetzt wird es pervers –, möchtet ihr unterjochen, damit sie in Fabriken für wenig Geld billige Dinge an den Fließbändern produzieren, statt dass ihr sie in ihren Werkstätten und Ateliers lasst. Ich behaupte, es ist eure Gier nach Wohlstand und Dingen, die andere nicht haben können, und es ist eure Angst vor Menschen, die schöpferisch, weil im Geiste freie Wesen sind.

Werte Anwesende, ich sehe Ihre entrüsteten Gesichter und düsteren Gedanken. Ihr habt erwartet, dass ich hierherkomme und Ihnen von Nienetwilern erzähle, wie Monsignore Dedesci Ihnen über die Indianer und Herr von Wendt über die afrikanischen Stämme berichtet haben. Schöne und schauerliche Berichte, die Ihre Kolonialistenherzen höherschlagen lassen und die es Ihnen ermöglichen, sich als weiße Oberschicht überlegen fühlen zu können.

Aber über Nienetwil gibt es nichts Vergleichbares zu berichten. Ihr habt Nienetwil nie kolonisieren können, weil ihr nicht wisst, wo es ist. Und ihr konntet die Nienetwiler und Nienetwilerinnen nie ausbeuten, denn sie sind nirgends und überall.

Und damit, wertees Publikum, ende ich, denn mehr habe ich nicht zu sagen.»

Ohne ein weiteres Wort und die empörten Rufe ignorierend gab er mir einen Wink, ihm zu folgen, und verließ den Saal.

Manchmal war er recht aufbrausend, das musste man ihm lassen. In mein Tagebuch (am nächsten Tag) schrieb ich:

15. Oktober 1934: *Gestern nahm mich Aciel an eine Veranstaltung an der Sorbonne mit. Ethnologie und Naturkunde oder etwas in der Art, ich kann es nicht genau sagen, weil er nach zwei Stunden mit seinem Vortrag dran war und wir danach geflohen sind.*

Er hat sich unglaublich echauffiert und war etwas unhöflich, wobei ich zugeben muss, dass er das wohl zu Recht war. Als wir danach in ein Café gingen und er vor seinem Glas Wein saß, sah er unendlich traurig aus. «Du siehst traurig aus», sagte ich. «Es geht alles den Bach runter», sagte er und schmolte weiter in sein Glas. Heute werde ich versuchen, ihn wieder etwas aufzuheitern.

Die Heidan

Im darauffolgenden Jahr, 1935, war Aciel wieder auf Reisen. Wie er mir vor seiner Abreise erklärte, wollte er nach Indien, um dort verschiedene Archäologen und Leute von Museen zu treffen. Großbritannien hatte den «Government of India Act» erlassen und das Land teilweise unter Selbstverwaltung gestellt. Es wurde nun befürchtet, dass gewisse Leute daraus Kapital schlagen und Fundobjekte und Kunstgüter außer Landes schaffen würden. Aciel sah darin auch eine Gefahr, dass die dortigen Funde, die auf die Nienetwiler Kultur verweisen, verschwinden könnten.

Ich blieb also allein mit seinem Projekt zurück und wertete nur hin und wieder die immer spärlicher werdenden Briefe von Keith aus. Er selber kam nun nicht mehr nach Frankreich. Stattdessen besuchte mich jeweils ein Mittelemann namens Claude Lauviac. Er war ein herzlicher und dem Rotwein nicht abgeneigter Südfranzose, bei dem alle Versuche des Staates, ihm sein occitanisches Erbe auszutreiben, fehlgeschlagen waren. Sein Akzent war derart stark, dass ich froh war, mich früher auf den Straßen herumgetrieben zu haben, um die dortigen Dialekte aufzuschnappen, sonst hätte ich ihn kaum verstanden.

Nach ein paar Treffen sprachen wir auch oft über seine Muttersprache und vergaßen darob den eigentlichen Grund für sein Kommen, nämlich meine Aufgabe als Informantin.

In Paris war die Weltwirtschaftskrise inzwischen Geschichte und die Clubs, Bordelle und Salons, die Theater und Cabarets blühten wie nie zuvor. In der Stadt rauschte es, als würden die Menschen spüren, dass es bald vorbei sein würde. Entsprechend war auch das Scheherazade wie ein riesiger Bienenstock, in dem es summte und brummte und ein ständiges Kommen und Gehen war. So kam mir manches zu Ohren und vieles davon hätte ich eigentlich gar nicht wissen wollen. Es begann sich ein Bild abzuzeichnen, das derart düster war, dass ich es kaum wahrhaben wollte.

Immer öfter kamen nun auch Mitglieder des rechten Flügels und der Nationalisten, und weit mehr als uns lieb war, taten sie das in Begleitung deutscher «Freunde».

Das Jahr war schon fast vorbei, als ich eines Abends von vier Kerlen, die schon seit einer Stunde im inzwischen renovierten ehemaligen Blauen Salon herumgelungert waren, beiseite genommen wurde. «Mademoiselle Ciséan. Wir bedauern sehr, dass in Ihren Lokalitäten nach wie vor dieses Judenpack verkehrt. Wir möchten Ihnen und Mme Catilleaux nicht drohen, aber wir sind doch sehr besorgt, dass Ihnen etwas zustoßen könnte, wenn anständige Bürger die Situation vielleicht mit Gewalt ändern möchten.»

«Vielen Dank, dass Sie mich warnen möchten. Aber wie Sie ja bei sich selbst sehen, darf hier wirklich jeder reinkommen.»

Der Größte von ihnen, ein langer und schlaksiger Kerl, zuckte zusammen und verzog verärgert das Gesicht: «Es wird die Zeit kommen, und es wird nicht mehr lange gehen, da werden Lokale wie dieses hier judenfrei sein, und es wird wieder eine Kultur einkehren, die das französische Volk nicht mit Affenmusik und kreischenden Juden belästigt.»

«Ich denke, meine Herren, dass ich für heute eine Ausnahme mache und die Gepflogenheiten der Gastfreundschaft etwas strapaziere», sagte da plötzlich Ophelia hinter mir. In ihrer Begleitung waren unsere «Gallier», wie wir sie nannten. Sechs große, schwere Bretonen, die für uns im Haus zum Rechten schauten. Die sechs waren alle miteinander verwandt, vielleicht gar Brüder; ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls war jeder von ihnen ein Bild von einem Mann. Sie brachten so manchen übermütigen Kerl zur Vernunft. Es reichte, dass sie die vier Kerle böse anschauten, und schon machten die rechtsumkehrt und verließen das Haus, gefolgt von den «Galliern». Auf der Straße wurde ihnen dann etwas unzimperlich erklärt, dass sie hier keinen Zutritt hätten.

Hätte ich damals gewusst, was ich heute weiß, dann hätten wir gewiss anders gehandelt. Aber der Mensch hat leider weder die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen, noch das Talent, alle Möglichkeiten, die aus einer Situation entstehen könnten, in Betracht zu ziehen.

9. Oktober 1935: Es wird Krieg geben. Einen schrecklichen, alles zerstörenden Krieg. Ich weiß es. Alle machen sich dafür bereit und je mehr Friedenskonferenzen die Staatsoberhäupter abhalten, desto sicherer bin ich mir. Hitler wird keine Ruhe geben, auch wenn er anderes behauptet. Ich habe den Ersten Weltkrieg miterlebt und gesehen, welches Grauen Krieg anrichtet. In den Jahren, die inzwischen vergangen sind, hat sich vieles verändert. Flugzeuge, Autos, Waffen, alles wurde ausgereifter und besser. Welchen Schaden

wird ein Krieg mit den neuen Waffen anrichten, wo schon der vorhergehende so schlimm war wie kein Krieg vor ihm? Ich habe Angst. Nicht nur um mich, sondern auch um Ophelia und unsere Freunde. Und ganz besonders Sorge ich mich um Aciel, der immer verzweifelter versucht, die Überbleibsel seiner Kultur und seine Leute an einen sicheren Ort zu bringen.

Kurz vor Weihnachten tauchte Aciel wieder auf. Er hatte mir ein Telegramm geschickt und ich habe ihn vom Bahnhof abgeholt. Mit ihm stieg ein gutes Dutzend Menschen aus. «Miribal, darf ich vorstellen? Das sind die *Heidan* aus dem Volk der Skandaj.»

Ich hob instinktiv die linke Hand und breitete die Finger aus – das Begrüßungssymbol der Nienetwiler, wie ich von Aciel wusste.

Auch sie grüßten mich auf diese Weise und ich freute mich sehr. Endlich sah ich sie, die Nienetwiler, von denen Aciel immer erzählt hatte.

«Wir werden einige Tage bleiben und erledigen, was zu erledigen ist, damit ich mit ihnen in die Schweiz fahren kann. Sie werden dort, zumindest vorläufig, eine Bleibe haben. Die Zukunft wird weisen, wie es dann weitergeht.»

Wir quartierten sie in drei Zimmern im Scheherazade ein, wo sie sich zuerst einmal von den Strapazen der Reise erholten. Wie mir Aciel auf dem Weg erzählte, hatten sie ihn von Indien her begleitet. Und er verriet mir auch, was *heidan* heißt, nämlich «die gegangen sind». Offenbar war es ein Volksstamm, der den Indischen Subkontinent vor gut dreitausend Jahren aufgesucht hat und nicht mehr zurückgekehrt ist, deshalb «die gegangen sind». Man hatte jedoch in dieser Zeit immer den Kontakt behalten und Tauschhandel betrieben.

Am Tag darauf bat mich Aciel, ihn zur Schweizer Botschaft zu begleiten. Wir trafen dort den stellvertretenden Botschafter, ich weiß seinen Namen nicht mehr, der uns in sein Büro bat.

Aciel und er begrüßten sich wie alte Freunde, was mich, ehrlich gesagt, nicht wunderte. Der Bekanntenkreis, den Aciel hatte, verblüffte mich kaum mehr, ich ging eigentlich vielmehr davon aus, dass er grundsätzlich alle kannte.

Weshalb mich Aciel dabei haben wollte, war mir nicht klar. Ich saß nur schweigend am Tisch und hörte den beiden zu, wie sie über die *Heidan* sprachen. Arbogast überzeugte den Mann davon, dass diese Leute wichtig waren und dass die ganze Schweiz von ihren Kenntnissen und Kontakten in Indien profitieren würden. Es sei daher gewiss richtig, ihnen ein Visum zu geben, und zwar, wenn es sich machen ließe, ein unbefristetes. Er sprach auch davon,

dass sie in Genf nicht auffallen würden und man jederzeit auf ihren Rat würde zugreifen können.

«Die Zeiten sind schwierig im Moment, Arbogast. Ich weiß nicht, wie wohl oder sicher sie sich bei uns fühlen werden.» «Darüber mach dir keine Gedanken», erwiderte Arbogast, «sollte es nicht klappen, werden sie ein anderes Land aufsuchen. Kanada zum Beispiel. Ich kenne dort Leute, die ihnen Schutz bieten können.»

«Was mich nicht wundert. Nun gut, ich werde ihnen ein Visum ausstellen. Und ich werde einen Bekannten von mir kontaktieren, der sich um die Leute kümmern wird. Er arbeitet beim IKRK und wer weiß, vielleicht kann er weiterhelfen.»

Als wir rausgingen, sagte Aciel zu mir: «Ich wollte nur, dass ihr euch kennenlernt. Ich habe das ungute Gefühl, dass auch du irgendwann seine Dienste benötigen wirst.»

Am Abend organisierte ich zusammen mit Ophelia, dass die *Heidan* im «Salon Royale» ein richtig gutes Essen aufgetischt bekamen. Derweil ging ich meinen Verpflichtungen nach, konnte mir aber nicht verkneifen, immer wieder zur Treppe zum Keller zu schauen. Irgendwann winkte mich Ophelia, die mit einigen Leuten im Großen Salon an einem der Tische saß und der Musik zuhörte, zu sich. «Nun geh schon, ich seh doch, dass es dich zwickt und zwackt.» Also ging ich hinunter und trat mit dem Vorwand ein, nachzufragen, ob sie noch etwas bräuchten. Meine Hoffnung wurde nicht enttäuscht, denn Aciel stellte mich allen vor und zwischen einem kleinen Mann und einer noch kleineren Frau wurde mir Platz gemacht.

Es dauerte wirklich eine ganze Stunde, bevor ich merkte, dass ich mich mit den Leuten gut unterhielt, obwohl ich eigentlich kein Wort hätte verstehen können. Als ich dann zu Aciel aufschaute, rief er über den ganzen Tisch hinweg: «Seht euch die Prinzessin an, sie ist wahrlich eine von uns!»

Anka

An Silvester luden wir alle unsere Freunde und Stammgäste ein. Im Großen Salon hängten wir an die fensterlose Wand all die Bilder auf, die Ophelia seit der Eröffnung als Gegenleistung für Essen, Trinken oder beides bekommen hatte, manchmal auch als Freundschaftsgeschenk, und einige hatte sie sogar gekauft. Es war eine stattliche Ausstellung, in der sowohl van Gogh, Picasso, Toulouse-Lautrec, Signac, Anquetin, Gauguin, Émile Bernard – um nur ein paar der Berühmtesten zu nennen – vertreten waren, sondern auch weniger bekannte und völlig unbekannte Künstler. Sogar ein Bild von Aciel war gehängt.

Es war ein sehr seltsames, um nicht zu sagen verstörendes Bild, denn es zeigte nichts weiter als eine knorrige alte Hand, die ein blutendes Ohr hielt. Manche munkelten, dass er damit auf van Gogh anspielte, aber ich denke, dass das nur wieder so ein Nienetwiler Wortspiel war, das nur er und seinesgleichen verstanden und sich ob des Witzes die Bäuche hielten.

Jedenfalls sah das alles ganz wunderbar aus. Der Abend wurde ein einziges rauschendes Fest. Es wurde getanzt und gesungen und Musik spielte und nicht wenige wirklich berühmte Sängerinnen und Sänger gaben sich ein Stelldichein und trugen etwas vor. Sogar die Presse berichtete über das Fest, und als mitten in der Nacht einer unserer Besucher auf dem Heimweg noch in einen Club einkehrte und dort von dem donnernden Fest erzählte, an das außer dem Bürgermeister von Paris und Josephine Baker alle gekommen waren, ging es keine halbe Stunde und ein Wagen mit Josephine Baker hielt vor der Tür. Es gab ein großes Ah und Oh, denn sie war in diesem Jahr gerade unglaublich populär. Kaum war der Willkommens-Applaus verklungen, da hielt der nächste Wagen, dieses Mal mit dem Bürgermeister. Für diesen gab es jedoch keinen Applaus, im Gegenteil, die Stimmung kühlte merklich ab, als Taittinger, so hieß der Mann, das Foyer betrat. Er spürte wohl, dass er nicht willkommen war, und so stellte er sich nur vor die Journalisten und Fotografen und zerzte seine Frau zu sich, damit sie auch auf dem Foto sein würde. Wir feierten die ganze Nacht hindurch und um sechs Uhr morgens brachten die Bäcker körbeweise Croissants und Baguettes. In der Küche wurde so viel Kaffee gekocht, dass man sagte, dass man ihn bis hinauf zum Montmartre gerochen habe.

Als kurz vor Mittag (!) die letzten Gäste gegangen waren und wir das Feld für das Reinigungspersonal räumen mussten, zog ich mich in mein Zimmer zurück und schlief bis zum Mittag des nächsten Tages durch. Es war, soweit ich weiß, das letzte Mal seit vielen, vielen Jahren, dass ich so lange schlafen konnte.

Am Tag darauf, es war Freitag, der 3. Januar 1936, schrieb ich in mein Tagebuch:

Gaston, ich weiß nicht, wer das war, hat mir am Silvester einen Heiratsantrag gemacht. Es folgten noch fünf weitere! Und das in meinem Alter. Ich bin eine vierunddreißig Jahre alte Jungfer und im Moment fühle ich mich auch so. Außer dem Scheherazade und Aciels Nienetwil gibt es kaum noch etwas in meinem Leben. Ah ja, und diese eine Sache, über die ich nicht einmal hier schreiben will. Was soll ich bloß mit meinem Leben anfangen? Das kann doch nicht für immer so weitergehen? Aber ich könnte Ophelia niemals im Leben

enttäuschen und weggehen. Ich verdanke ihr alles, und sie ist mir mehr Mutter, als es die meine jemals war. Ach verflixt!

Der Januar war eisig. Ein schrecklich kalter Wind wehte durch Paris, und wie man las, durch halb Europa. Ich stand hinten zwischen der Garderobe und der großen Treppe im Foyer, als ein frierender, rot livrierter Page des «Continental» eintrat. Er schaute sich suchend um, als Rosalie ihn sah und auf ihn zuing. Sie war eine wunderschöne junge Frau aus Perpignan. Ihre riesige Mähne dichten, langen schwarzen Haares hatte sie zu etwas hochgesteckt, das jederzeit auseinander und als schwarze Woge über ihre Schultern zu fallen drohte. Der Page blieb zitternd stehen und schaute sie einfach nur an, in seiner linken vor Kälte roten Hand einen Umschlag. «Wie heißt du?», fragte ihn Rosalie. Doch er starrte sie erst nur an, bevor er ein, selbst bei der hervorragenden Akustik im Foyer, für mich kaum hörbares «Simon» stotterte. «Und du hast etwas abzugeben?», fragte Rosalie. Simon starrte auf seine Füße und dann zu ihr, bevor ihm wohl der Umschlag in seiner Hand bewusst wurde. Er streckte ihn Rosalie entgegen, als wäre er ein Strauß Blumen. «Danke», sagte Rosalie, langte in die kleine Tasche ihres Kleides und streckte ihm eine Münze entgegen. «Musst du auf eine Antwort warten, bevor du zurückgehst?» Simon schüttelte den Kopf und schaute sich nach hinten um, als suche er einen Fluchtweg. «In Ordnung, aber möchtest du dich wenigstens etwas aufwärmen, bevor du wieder gehst?» Er starrte sie an und in seinem Gesicht war in schneller Folge eine Abfolge heftigster Reaktionen zu beobachten. «Nein danke, Mademoiselle, ich muss los.» Und mit diesen Worten drehte er sich um und ging zur Tür.

Rosalie kam zu mir und lächelte. «Das ist wohl für Sie, Madame.»

Ich öffnete den Umschlag und las die Karte: «Wir müssen Sie dringend sehen. Continental Inter. Fragen Sie nach Zimmer 51. Gruß AA» «Soll ich eine Antwort überbringen?», fragte Rosalie hoffnungsvoll. «Du willst dir wohl diesen jungen Burschen krallen, was?», lachte ich.

«Ja, nein. Ich glaube, Madame, ich habe mich gerade verliebt.»

«Und so siehst du auch aus, Rosalie. Na gut, bis es losgeht, sind es noch zwei Stunden. Geh ins Continental und richte Aciel aus, dass ich schnellstmöglich komme. Und lass dir von dem Burschen nichts anhängen, klar?»

«Ja, Madame, aber ich glaube, so einer ist er nicht.»

«Umso besser!»

Ich drehte mich um und mir verkrampfte sich der Magen. Nicht vor Eifersucht auf diesen Jungen, aber vor Eifersucht auf das Gefühl, das sie gerade

hatte. In all den Jahren zuvor hatte ich mich noch nie so sehr wie jetzt danach gesehnt, selber auf diese Weise verliebt zu sein.

Als ich meine Angelegenheiten im Scheherazade erledigt hatte, zog ich mich warm an und ließ mich von einem unserer Fahrer ins InterContinental Paris Le Grand bringen. Ich grüßte freundlich die Rezeptionistin und ließ mich von einem ebenso jungen Burschen wie dieser Simon es war im Lift nach oben fahren. Kaum hatte ich die Hand gehoben, um an die Tür zu klopfen, da ging sie schon auf und Aciel winkte mich herein.

«Miribal, wie gut, dass du kommen konntest.» «Haben Sie an der Tür gelauert?» «Gelauret? Nein. Gewartet? Ja.»

«Es tut mir leid, Aciel, aber heute Abend wird viel los sein, ich habe nicht besonders viel Zeit. Weshalb haben Sie mich hierhergerufen und nicht zu sich ins Atelier?»

«Weil ich dir jemanden vorstellen möchte und sie morgen wieder abreist, Miribal. Ich möchte dir Anka Melda vorstellen. Du wirst von ihr mehr über den Ursprung der Sprache lernen, als du es von mir jemals könntest. Es ist bedauerlich, dass du gleich wieder wegmusst, aber immerhin kannst du die Zeit nutzen, die du hast. Wir sehen uns morgen. Anka sitzt im Zimmer.» Und ohne ein weiteres Wort zog er mich rein und schob sich selber auf den Gang hinaus und schloss die Tür hinter sich.

Ich kam mir veralbert vor und war etwas sauer. Der Mann nahm sich einfach raus, was er wollte. Andererseits konnte ich davon ausgehen, dass er es gut mit mir meinte, also schaute ich schüchtern um die Ecke in das prächtig ausgestattete Zimmer. Dort saß eine alte, sehr kräftig gebaute Dame in einem altrosa Kleid auf einem moosgrünen Diwan, lächelte mir entgegen und hob ihre linke Hand mit gespreizten Fingern zu dem Gruß, den ich schon kannte. Eine Nienetwilerin also!

Die Geste war mir inzwischen schon fast vertraut und so erwiderte ich sie, als ob es ganz normal wäre.

«*itobe alaju?*» (Du lernst Alaju?)

«*aye etobe*» (Ja, ich lerne)

«*ikele jo alaju*» (Du sprichst gut Alaju)

«*akehe*» (danke)

«*itobe alaju te jari?*» (Lernst du schon lange Alaju?)

«*aye. arbogast atobe'eo, ati etobe ne muta*» (Ja, Arbogast lehrte mich, aber ich lerne nicht genug)

«Das glaube ich nicht, immerhin sprichst du mit mir Alaju», wechselte Anka in die französische Sprache.

«Es dauert lange, bis man eure Sprache erlernt.»

«Ist das so, ja? Ich denke, man lernt sie schnell und einfach, wenn man sich von den Fesseln löst, die einem die Muttersprache gibt.»

«Wie meinen Sie das?»

«Nun, das weißt du selbst. Der Mensch denkt in der Sprache, die er spricht. Spricht er zwei Sprachen, hat er das Vermögen, auch in zwei Sprachen zu denken. Und das wiederum beeinflusst sein Sein. Die meisten Wörter haben nur noch wenige Bedeutungen, manche nur noch eine. Du sagst *«vouloir»*, wollen, und es hat in der Sprache nur eine Bedeutung. Nicht aber in deinem Gefühl! Es ist ein Unterschied, ob man überleben will oder einen Kaffee. Wie also drückst du das zweite aus? Du sagst *«aimerais»*, es wäre mir lieb. Ist das dasselbe wie wollen? Nein, nicht wahr? Ich fragte dich *«itobe alaju»*, also ob du Alaju lernst, und du hast geantwortet *«ay etobe»*.

Nun bedeutet *etobe* nicht einfach nur lernen. Das Wort *tobe* setzt sich aus *toho* und *be* zusammen. *Toho* bedeutet, dass etwas in Fluss ist, noch nicht seine Form gefunden hat, Chaos, allerdings mit dem Hinweis darauf, dass sich Chaos immer zur Ordnung wandelt. Und *be* bedeutet Möglichkeiten. Alles, was du dir vorstellst, ist möglich: *hen isirkeo ieh be*, wie Picasso einmal sagte.

Lernen ist ein Prozess, den du selbst steuerst. Du schaust in Nischen, in Ritzen, in Schubladen. Du hörst von anderen, du fragst. Du bist frei in deinem Willen, und du bist frei, dir alle Möglichkeiten wahr werden zu lassen. Du sammelst Wissen, eignest es dir an, um es anderen Sammlungen von anderen Menschen hinzuzufügen.»

«Entschuldigen Sie Madame, ich habe das nicht gewusst, ich habe einfach geplappert.»

«Ach, plappern ist schön. Es ist nicht falsch, verstehst du. Es gibt einfach im Alaju Feinheiten, die man erst erkennt, wenn man den Geist dieser Sprache und unseres Volkes versteht. Hat dir Aciel schon über uns erzählt?»

«Ja, das hat er. Ich glaube ein wenig zu verstehen, dass Sie in allen Dingen vielschichtiger denken. Nicht so geradlinig wie wir. Er hat gesagt, dass ihr keine Hierarchien kennt und daher die Sprache auch frei von Zwängen geblieben ist. Und dass das zwar gut ist und für Nienetwiler einfach, aber für Außenstehende schwierig, weil die nicht begreifen würden, dass die Sprache wie alles andere lediglich eine Sammlung ist. Eine Sammlung von Potenzial an Möglichkeiten.»

«Das hat er aber verdammt schön gesagt, der Arbogast», lachte sie. «Nun gut, Miribal. Setz dich her zu mir. Wir wollen miteinander sprechen.»

Von Müttern und Vätern

Der Frühling des Jahres 1936 hatte kaum begonnen, als ich die Nachricht bekam, dass meine Mutter gestorben sei.

Sie war gerade siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Wie man mir sagte, hatte sie eine Erkältung verschleppt und war an einer Lungenentzündung gestorben. Wir waren uns in den letzten Jahren ein klein wenig nähergekommen, dennoch lag, solange ich mich erinnern konnte, eine Barriere zwischen uns. Ihr Tod aber berührte mich mehr, als ich vermutet hätte. Einer unserer Fahrer lud meinen Koffer ein und wir fuhren nach Villemareuil. Da mein Vater bereits vor vier Jahren gestorben war, lag das Haus eiskalt im Dunst eines März Morgens. Ich schickte den Fahrer wieder ins Scheherazade und machte mich zu unseren Nachbarn auf, deren Haus nur wenige Hundert Meter weiter weg lag. Der Empfang war kühl und ich spürte denselben Vorwurf bei ihnen, wie ich ihn auch von anderen kannte. «Weshalb hast du überlebt und nicht dein Bruder? Weshalb hast du dich nicht um deinen Vater gekümmert und deine Mutter unterstützt? Hättest du ein anständiges Leben geführt und wärest zu Hause geblieben, dann würde deine Mutter noch leben.» Es kränkte mich zutiefst, dass niemand sich freute, mich zu sehen. Also erbat ich nur den Schlüssel für das Haus. Meine Mutter sei in der kleinen Kapelle beim Friedhof aufgebahrt, sagten sie mir, und dann ging ich. Im Haus heizte ich erst einmal ein und holte Wasser vom Brunnen, denn die Leitung, die sie erst vor wenigen Jahren hatten einbauen lassen, war eingefroren.

Danach ging ich in mein altes Zimmer. Es sah noch immer so aus wie bei meinem letzten Besuch. Damals hatte ich alles, was an meine Kindheit erinnerte, in eine große Korbtruhe gesteckt und nur das Bett und die Kommode, und in einer Ecke die Truhe, standen noch im Zimmer. Schnell machte ich das Bett und ging dann in die Küche, um zu schauen, ob noch etwas Essbares da wäre. Da das nicht der Fall war, ging ich ins Dorf, um einzukaufen.

Gerade wollte ich den kleinen Dorfladen betreten, als mich Mme Quesnel von der Straße herrief. «Mademoiselle Ciséan, auf ein Wort bitte.» Wir begrüßten einander. «Mademoiselle Ciséan, Ihre Mutter hat mir etwas für Sie gegeben, bevor sie, nun ... sie ..., kommen Sie doch schnell mit, ich habe es zu Hause liegen.» Was blieb mir anderes übrig? Ich folgte ihr in eine kleine Wohnung im Erdgeschoss eines auffälligen alten Hauses. Es war gemütlich und warm, als wir eintraten, und es roch nach Kräutertee, Staub und Speck.

«Bitte setzen Sie sich doch, ich hole den Umschlag für Sie.» Ich setzte mich an den Küchentisch und sie verschwand. Als sie wieder auftauchte, hatte sie in der einen Hand einen braunen Umschlag und in der anderen eine Flasche,

die, wie ich zu Recht befürchtete, Schnaps enthielt. Sie legte den Umschlag vor mich hin, stellte die Flasche in die Mitte des Tisches und holte zwei kleine Tonbecher, die sie ebenfalls auf den Tisch stellte.

Mit Schrecken sah ich zu, wie sie die beiden tassengroßen Becher bis zur Hälfte mit Schnaps füllte. «Auf Ihre Mutter!», sagte sie nur und hielt mir den Becher hin. «Ja, auf meine Mutter.» Mir war nicht wohl in meiner Haut und ich wollte weg. «Ihre Mutter, wissen Sie das, sie war eine gute Freundin von mir.» «Ach ja?» «Ja, sie hat mir alles erzählt. Ich meine, wirklich alles, auch das, was sie im Dorf zu verheimlichen suchte. Zum Beispiel, wo Sie nun arbeiten und all das.»

«Ja? Es ist gut, dass sie jemanden zum Reden hatte.» «Sie hat viel von Ihnen gesprochen, wissen Sie? Sie war sehr stolz auf das, was Sie erreicht haben. Nicht viele Mädchen dieses Ortes haben es in Paris geschafft. Sie hat immer bedauert, dass das Verhältnis zu Ihrem Vater auch das ihre getrübt hat.» «Hätte ich meinen Vater lieben sollen? Er hat mich an einen Mistkerl verkauft, der mich bereits in der ersten Woche in sein Bett zerren wollte!» «Oh nein, bitte verstehen Sie das nicht falsch. Ihre Mutter wollte ebenso wenig wie Sie, dass Sie weggehen. Aber das Verhältnis zu Ihrem Vater hat verhindert, dass Sie Ihrer Mutter nähergekommen sind. Wären Sie sich nähergekommen, dann hätte sie vielleicht irgendwann einmal den Mut gefunden, Ihnen die Wahrheit über alles zu erzählen.»

«Die Wahrheit? Was meinen Sie damit?»

«Ich will dazu nichts sagen. Lesen Sie den Brief, Mademoiselle, es steht alles in dem Brief.»

Als ich später vom Einkaufen nach Hause kam, setzte ich mich in das nun einigermaßen warme Wohnzimmer und öffnete den Umschlag. Darin lag ein kleines zugeklebtes Couvert und ein Brief.

«Geliebte Miri

Ich liege krank hier zu Hause und mir tut alles weh. Der Herr Doktor sagt, dass er das Fieber nicht senken kann. Es sieht so aus, als ginge es mit mir zu Ende. Miri, ich bereue so vieles im Leben. So vieles! Und ich bin so stolz auf Dich, dass Du Deinen eigenen Weg gehst. Ich hoffe in meinem Herzen, dass Du nichts bereuen musst! In all den Jahren habe ich Dir nie gesagt, weshalb Dich Dein Vater aus dem Haus haben wollte. Miribal. Miribal! Du warst nicht seine Tochter!»

Mir fiel der Brief aus der Hand und ich schluckte. Es traf mich wie ein Schlag mit einem Hammer. Ich wollte das nicht wissen. Ich wollte mein Leben leben.

Ich wollte die Vergangenheit hinter mir lassen. Tränen rannen mir über das Gesicht und tropften auf den Brief, als ich ihn wieder aufnahm.

«Miribal, es tut mir so schrecklich leid, dass ich Dir das nie gesagt habe. Du hättest vielleicht leichter durchs Leben gehen können, und vielleicht, vielleicht hättest Du mir irgendwann verziehen und mich ebenso geliebt, wie Du diese Ophelia liebst. Ja, ich weiß das. Glaubst Du, ich hätte es nicht gespürt? Aber das ist in Ordnung, Miri. Es ist in Ordnung und Du trägst keine Schuld.

1901 besuchte ich meine Schwester Francine, Du kannst Dich sicher noch an sie erinnern. Kannst Du Dich noch an Napoleon, unseren kleinen Esel, erinnern? Der zog mich damals in unserem kleinen Wägelchen nach Epernay und auch wieder zurück. Als ich auf dem Nachhauseweg war, da wollte ich, wie bereits beim Hinweg, in Chateau-Thierry bei Bekannten in ihrem Gasthof übernachten. Es war ein schöner Abend, der Gastraum war voll und ein wunderlicher junger Mann sang Lieder. Es waren uralte Lieder und auch neue, es waren Lieder der Fahrenden. Und es waren Lieder, die kein Mensch dort je gehört hatte. Er sang, das weiß ich noch wie heute, nicht wirklich gut. Aber er vermochte alle mit sich zu reißen und die Stimmung war einfach unglaublich. Ich hatte mich in meinem Leben nie so frei gefühlt. Du weißt ja, dass ich gerade erst sechzehn war, als mich Dein Vater heiratete, und mein Leben war bis dahin nicht wirklich leicht gewesen. An diesem Abend, Miri, Du hättest mich sehen sollen! Du hättest mich nicht erkannt. Ich unterhielt mich lange mit diesem Mann und er erzählte mir von seinen Reisen und wie er sich das Geld für seine Nächtigungen jeweils mit Singen und dem Erzählen von Geschichten verdiente. Er erzählte mir, dass er nun auf dem Weg nach Paris sei, um von dort nach Wien zu reisen.

Wien, stell Dir das vor, Miribal. Für mich war schon eine Reise nach Paris unmöglich. Nun, ich will nicht hinauszögern, was gesagt werden muss. Der Mann und ich, nun ja. Miribal, dieser Mann ist Dein Vater. Und auch Deinen Namen hast Du von ihm. Nun, nicht direkt, denn er wusste ja gar nicht, dass es Dich gibt. Aber am Abend hatte er ein wunderschönes Lied gesungen, in dem es um eine junge Frau ging, die Miribal hieß.

Und dann, zu Hause Dein Vater. Ich glaube, er hat es schon von Anfang an gewusst oder geahnt, dass etwas nicht stimmte. Dein Bruder war damals erst fünf Jahre alt und seit seiner Geburt hatte er sich nichts mehr gewünscht, als dass Guillaume einen Bruder bekäme. Ich habe mit ihm drei Tage lang gestritten, bis er mir erlaubte, dich Miribal zu nennen. Dass er Dich nie geliebt hat, ist meine Schuld, Miribal! Aber Du musst ihm zugutehalten, dass er mich nicht verstoßen hat. Nun, vielleicht hat er das auch nicht getan, weil sonst die Schande ans Tageslicht gekommen wäre. Wie auch immer, Miribal. Das ist es, was ich dir erzählen wollte, denn es ist das, was Du wissen musst. Denn eines habe ich noch immer nicht erzählt, Miri. Du hast mir bei unseren Treffen immer wieder von

einem Mann erzählt, der mit Dir an Sprachen und so forscht. Miri, wie soll ich es nur sagen. Der Mann heißt gleich wie Dein Vater. Aciel Arbogast.»

Ich kann die Krämpfe, die mich packten, kaum beschreiben. Ich weiß nicht, wie lange ich am Boden zusammengekauert lag und einfach nicht mehr zu heulen aufhören konnte. Plötzlich fiel mein Blick auf das kleine Couvert, das im Umschlag gelegen hatte. Ich nahm es und riss es auf. Heraus fiel eine kleine silberne Halskette mit einem Anhänger. Es war eine Hand mit gespreizten Fingern und einem Kreis mit Punkt auf der Handfläche. Ich warf die Kette von mir und heulte weiter.

Als ich nach der Beerdigung meiner Mutter wieder in Paris ankam, konnte ich kaum arbeiten. Ophelia, die Gute, dachte, dass es wegen des Todes meiner Mutter war, dass ich so zerstreut war. Ich konnte ihr die Wahrheit nicht sagen.

Aciel – Aciel, den ich nun mehr als je zuvor sehen wollte – Aciel war in der Schweiz, und da blieb er auch und kam erst im Sommer zurück. In diesem verdammten Sommer.

8. August 1936: Ich kann nicht schreiben. Ich kann nicht denken. Ophelia ist erschossen worden. Sie lebt, schwebt aber in Lebensgefahr. Den Schützen haben sie erwischt und unsere «Gallier» haben ihn derart übel zugerichtet, um herauszubekommen, weshalb er es getan hat, dass das, was die Gendarmerie von ihm in der Gasse fand, nur noch wenige Stunden lebte. Es war ein Deutscher, einer der Burschen, die uns letztes Jahr bedroht hatten. Offenbar hat er für Hitlers Geheimdienst oder so etwas gearbeitet.

Es war ein schöner und heißer Samstag im August gewesen. Die Leute saßen noch spät abends draußen unter den Bäumen, und im Scheherazade lief wie jeden Samstag Musik. Es war gegen zwölf Uhr nachts, als eines unserer Mädchen zu uns an den Tisch kam und Ophelia mitteilte, dass im Foyer ein Mann mit einer Nachricht warte. Etwas ungehalten, dass sie aufstehen musste, ging sie zum Foyer und ich folgte ihr. Der Mann kam mir bekannt vor, doch ich wusste nicht, woher. Als Ophelia vor ihm stand, zog er einfach eine Pistole und schrie so etwas wie «verdammte Judenhure!» und drückte ab. Ophelia fiel rückwärts zu Boden, der Mann rannte zur Ausgangstür und in ein davor geparktes Auto. Was dort geschah, sah ich nicht selber, es wurde mir später erzählt. Der Wagen wollte anfahren und stieß mit einem anderen Wagen zusammen. Die beiden Insassen wollten aussteigen und fliehen, doch in dem Moment kamen die «Gallier», packten die beiden und zerrten sie in die Gasse neben dem Sche-

herazade. Dort wurden die beiden durch die Mangel gedreht, um herauszukommen, wer sie seien und wer den Anschlag befohlen hatte.

In der Zwischenzeit kümmerten wir uns um Ophelia, bis sie nach einer halben Ewigkeit ins Hospital gebracht werden konnte. Ich fuhr kurz darauf zu ihr ins Hospital und blieb dort zwei Tage lang. Ich konnte nicht weggehen. Sie war alles, was ich hatte, und sie zu verlieren, konnte ich mir nicht einmal vorstellen, ohne dass sich mir der Magen drehte.

Doch schon drei Tage nach dem Anschlag schlug sie die Augen wieder auf.

Zwei Wochen später, als ich sie im Hospital besuchte, war Mr. Gerard, Ophelias Anwalt, bei ihr im Zimmer.

«Miribal, mein Schatz», sagte sie, als ich eintrat, «setz dich zu mir.»

Ich mache es kurz. Ophelia überschrieb mir das Scheherazade. Das und fast alles, was sie besaß. «Du bist meine einzige Erbin, aber du bist nicht meine leibliche Tochter. Also habe ich beschlossen, dir alles zu überschreiben, solange ich noch lebe. Monsieur Gérard hat einen Vertrag und eine Urkunde aufgesetzt, in der auch mein Unterhalt und alles aufgelistet ist. Bitte lies es durch. Ich wünsche mir, dass du meine Nachfolgerin wirst.»